



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Darüber spricht man nicht“  
Kommunikation und Resilienz nach einem  
Suizid für Hinterbliebene

verfasst von / submitted by

Andrea Zitter, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht

Mitbetreut von / Co-Supervisor:



## Vorwort

*„Aber ich muß [!] an dieser Stelle gestehen, daß [!] all diese Gründe in mancher Hinsicht nur der Beruhigung und nachträglichen Rechtfertigung einer viel tieferen Ursache dienen: eines furchtbaren Unglücks, das unauslöschlich in das Paradies meiner Kindheit einbrach und seit dem Beginn der 50er Jahre auf jedem Augenblick meines Lebens lastete...“ (Bourdieu 2017, 81).*

Eines Abends, ich war im Alter von vierzehn Jahren, läutete es an unserer Wohnungstüre und ein Polizist stand vor mir. Er wollte mit meinen Eltern sprechen. Wenige Momente später sollte in unserer Familie nichts mehr so sein, wie es einmal war. Mein älterer Bruder sei vor einen Zug gesprungen und habe sich sein Leben genommen. Von nun an standen wir als Familie und ich als Individuum mit Begriffen wie Selbstmord, Suizid, sich umbringen oder Freitod in Verbindung. Nach dieser Tragödie im Jahr 1988 sprachen wir kaum, weder innerhalb noch außerhalb der Familie, über den Suizid meines Bruders.

In meinem weiteren Leben übernahm ich dieses vertraute Muster und die wiederkehrende Frage, ob ich Geschwister habe, verursachte mir viele Jahre lang ein unerträgliches Gefühl. Ich antwortete meist, dass ich einen Bruder hatte und dabei lag die Betonung bei jener Vergangenheitsform „hatte“ gepaart mit einem ausweichenden und gesenkten Blick. Viele ließen sich dadurch abschrecken und fragten nicht weiter nach. Einige jedoch wollten mehr dazu wissen und stellten mir weitere Fragen. Meistens war es die Frage nach seinem Alter. Auch das verursachte eine Beklommenheit, denn die bisherige Erfahrung zeigte mir, sobald ich die Antwort aussprach, er sei neunzehn Jahre alt gewesen, folgte ein erschrockener Gesichtsausdruck und oftmals die weitere Frage nach der Todesursache.

Ein Todesfall im Alter von neunzehn Jahren ist außergewöhnlich. Wie antwortet nun eine Jugendliche, die von ihren Eltern aufgefordert wurde, über den Suizid des Bruders mit Anderen nicht zu sprechen, denn das gehe niemanden etwas an. Außerdem wuchs ich mit dem Gebot auf, man solle nicht lügen. In den ersten Monaten sagte ich noch, dass ich darüber nicht sprechen möchte. Retrospektiv betrachtet stimmte dies keineswegs, denn es wäre mir durchaus wichtig gewesen, darüber zu sprechen.

Später behauptete ich, er sei bei einem Unfall gestorben. Dabei senkte ich erneut meinen Blick, um nicht weiter darüber sprechen zu müssen. Auch hier folgten häufig weitere Nachfragen, wie dies passiert sei. Ich musste Geschichten erfinden, damit das Gespräch endlich endete. Nachdem ich nicht aussprach, dass er sich das Leben genommen hatte, sondern eine Geschichte um diese Tatsache erfand, schämte ich mich jedes Mal und fühlte mich schuldig. Schuldig ob dieser Lüge, sowie der Tatsache seines Todes und der Todesursache an sich. Aber ich konnte auch nicht verschweigen, dass es einen Bruder in meinem Leben gegeben hatte. Meine Empfindungen über dieses dramatische Ereignis konnte und durfte ich jedoch ebenso wenig erzählen. Diese Zerrissenheit und dieser immerwährende Zwiespalt beschäftigen mich bis heute, vierunddreißig Jahre danach, da ich eine Hinterbliebene und eine Betroffene der (familiären) Folgen des Suizids meines älteren Bruders bin.

Zu Beginn meines Studiums der Soziologie wurde ich auf das Werk *Der Selbstmord* von Émile Durkheim (2017) aufmerksam. Dies war ein auslösender Moment der Idee, mich soziologisch mit dem Phänomen Suizid zu beschäftigen. Während des Masterstudiums fanden hierzu Gespräche mit ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht und Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer statt und die Idee nahm Formen an. Es war mir dabei immer ein Anliegen, den Fokus nicht auf mögliche Erklärungen oder Gründe des Suizids an sich zu setzen. Es sollte selbstverständlich auch keine therapeutische Arbeit im Sinne einer psychischen Verarbeitung meinerseits werden, denn das ist nicht die Aufgabe der Soziologie. Das Hauptaugenmerk sollte bei den Hinterbliebenen liegen, jener Gruppe, die eine\*n Angehörige\*n durch Suizid verloren hat, zu der ich selbst zähle, ihnen eine notwendige Stimme zu verleihen und einen tieferen Einblick in diese Thematik zu gewähren.

## Danksagung

Ich möchte mich herzlich bei meinem Betreuer ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht bedanken, der mich in allen durchwachsenen Phasen dieser Masterarbeit unterstützt hat und mir in unseren gemeinsamen Gesprächen immer hilfreiches Feedback gab.

Großer Dank gilt auch Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer, der als Erster im universitären Rahmen von meinem geplanten Vorhaben erfuhr und mir den notwendigen Mut hierfür zusprach, dieses letztlich auch in die Tat umzusetzen.

Meiner Interviewpartnerin, die mir ihre persönliche und berührende Geschichte anvertraut und sich unendlich viel Zeit genommen hat, sei ein besonderer Dank ausgesprochen, denn ohne sie wäre diese Masterarbeit nicht möglich gewesen.

Mein aufrichtiger Dank gilt auch Valerie Hofmann, MA die hier interessante und ergreifende Einblicke in das berufliche und private Leben einer Bestattungsfachkraft i.A. gegeben hat.

Es war eine Herausforderung, dieses sensible Thema während all der Maßnahmen im Zuge der Covid-19 Pandemie umzusetzen. Die digitalen Semester bedeuteten während meines Masterstudiums, vor allem jedoch während des Schreibprozesses der Masterarbeit, oftmals eine Art Vereinsamung. Dabei hat mir das Vernetzungstreffen *Mastering the Master* des Instituts für Soziologie sehr geholfen und an dieser Stelle möchte ich Lisa Bock, BA herzlich danken, die mich immer hilfreich in allen Prozessen unterstützt und auch das Lektorat übernommen hat.

Nicht zuletzt möchte ich meiner Familie danken, die mich bei der Entscheidung, in der beruflichen Mitte meines Lebens, an der Universität Wien Soziologie zu studieren, stets unterstützt hat. Hier gilt meinem Mann Herbert, der in all den Jahren und Phasen meines Studiums großes Verständnis hatte und mir stets eine wichtige Stütze war, ein besonderer Dank.

Wien, April 2022



*Für Roman*



# Inhaltsverzeichnis

<b>1. EINLEITUNG .....</b>	<b>10</b>
1.1. FRAGESTELLUNG UND AUFBAU DER MASTERARBEIT .....	12
<b>2. SUIZIDALE BEGRIFFE UND HISTORISCHE ENTWICKLUNGEN .....</b>	<b>14</b>
<b>3. TRAUER(N).....</b>	<b>17</b>
<b>4. THEORETISCHE (VOR-)ÜBERLEGUNGEN.....</b>	<b>22</b>
4.1. SCHAM.....	23
4.2. STIGMA.....	27
4.3. AUTOETHNOGRAPHIE .....	30
4.3.1. <i>Autoethnographie und soziale Herkunft</i> .....	32
<b>5. RELEVANTE FORSCHUNGEN – HINTERBLIEBENE NACH EINEM SUIZID .....</b>	<b>35</b>
<b>6. EMPIRISCH-METHODISCHE VORGEHENSWEISE .....</b>	<b>38</b>
6.1. ZIEL DER ARBEIT UND FORSCHUNGSFRAGE .....	39
6.2. ERHEBUNGSMETHODE UND DATENGRUNDLAGE .....	40
6.2.1. <i>Tagebucheinträge und Briefe</i> .....	40
6.2.2. <i>Phänomen orientierte Interviews/Gespräche</i> .....	41
6.2.3. <i>Insel-Milieu Podcast: „Suizid und Trauer: wir sprechen darüber“</i> .....	45
6.2.4. <i>Trauer – ein Expert*innen-Gespräch</i> .....	47
6.3. DER INTERPRETATIVE FORSCHUNGSPROZESS .....	48
6.4. EXKURS ZUR ENTSTEHUNG DER GROUNDED THEORY .....	49
6.4.1. <i>Grounded Theory nach Kathy Charmaz</i> .....	53
6.5. ANALYSEBEISPIELE .....	54
6.5.1. <i>Tagebucheintrag</i> .....	55
6.5.2. <i>Brief</i> .....	59
6.5.3. <i>Gespräch/Interview</i> .....	61
6.6. (VERGLEICHENDE) FALLAUSWAHL.....	63
6.7. QUALITÄTSSICHERUNG .....	64
<b>7. ERGEBNISSE .....</b>	<b>65</b>
7.1. DOING PERFECT FAMILY .....	66
7.2. POST-SUICIDAL WORLD.....	74

<b>8. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK</b> .....	<b>80</b>
8.1. SUIZID IN DEN (SOZIAL-)WISSENSCHAFTEN .....	81
8.2. AUTOETHNOGRAPHIE .....	83
8.3. FORSCHUNGEN ZU SUIZID-HINTERBLIEBENEN.....	84
8.4. DER WEG ZUR – <i>DOING PERFECT FAMILY</i> UND <i>POST-SUICIDAL WORLD – THEORIE</i> .....	85
8.5. WEITERFÜHRENDE FORSCHUNG .....	90
<b>9. REFLEXION</b> .....	<b>90</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS</b> .....	<b>95</b>
<b>TABELLEN-/ABBILDUNGSVERZEICHNIS</b> .....	<b>102</b>
<b>ABSTRACT</b> .....	<b>103</b>
<b>MUSTER „EINWILLIGUNGSERKLÄRUNG“</b> .....	<b>104</b>
<b>TRANSKRIPTIONSREGELN NACH FROSCHAUER UND LUEGER (2020)</b> .....	<b>107</b>
<b>KEYWORDS</b> .....	<b>108</b>

# 1. Einleitung

Nach Angaben der World Health Organization (2019) sterben weltweit jährlich etwa 800.000 Personen durch Suizid. In ihrem Bericht *Suicide in the world* (2019) werden Suizide nach dem binären – weiblichen und männlichen – Geschlecht statistisch dargestellt. Weitere Analysefaktoren sind etwa das Einkommen, unterteilt in *high-income* sowie *low- and middle income* Länder, oder auch unterschiedliche Altersgruppen. Die Daten zeigen, dass global gesehen Männer häufiger als Frauen Suizid ausüben. Die Suizidrate der Männer beträgt 13,7 pro 100.000 Einwohner\*innen und im Vergleich dazu bei Frauen 7,5. Im Alter zwischen 15 und 29 Jahren zählt der Suizid als dritthäufigste Todesursache. Bezüglich der Suizidrate liegt Europa über dem Mittelwert und erneut weisen Männer höhere Suizidraten von 21,2 pro 100.000 Einwohner\*innen auf. Global betrachtet sind alle Regionen, sowie jedes Alter und Geschlecht weltweit von Suizid betroffen und dabei ist wichtig, dass jegliches Datenmaterial immer auf ein Menschenleben verweist. Die WHO sieht es als oberste Aufgabe, die Suizidraten nachhaltig zu senken und etwaige Suizidpräventionen können dies auch bewirken (World Health Organization 2019).

Folgende Grafiken aus dem Online-Artikel *Our world in Data – Suicide* von Ritchie et al. (2015) sollen hier nun einen weiteren visuellen Überblick zum Thema Suizid geben. In der ersten wird die Suizidrate je 100.000 Einwohner\*innen im globalen Ländervergleich dargestellt und dabei sind Grönland mit 53,34 sowie Lesotho mit 42,17 und Guyana mit 32,62 die Länder mit den höchsten Suizidraten.

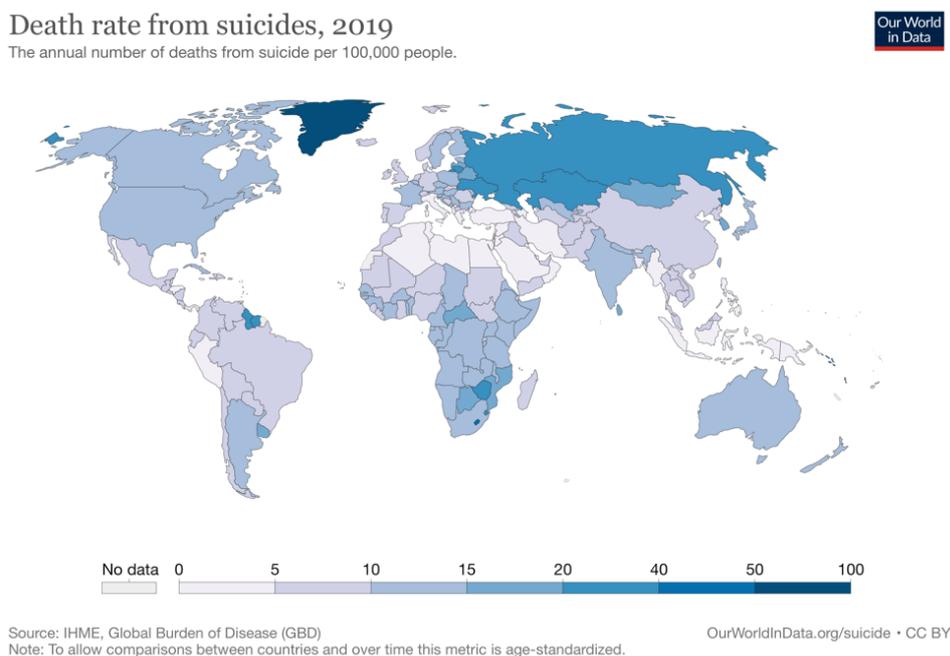


Abbildung 1: Death rates from Suicide 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)

In der zweiten Grafik werden die Suizidraten in Altersgruppen im Vergleich 1990 bis 2019 dargestellt:

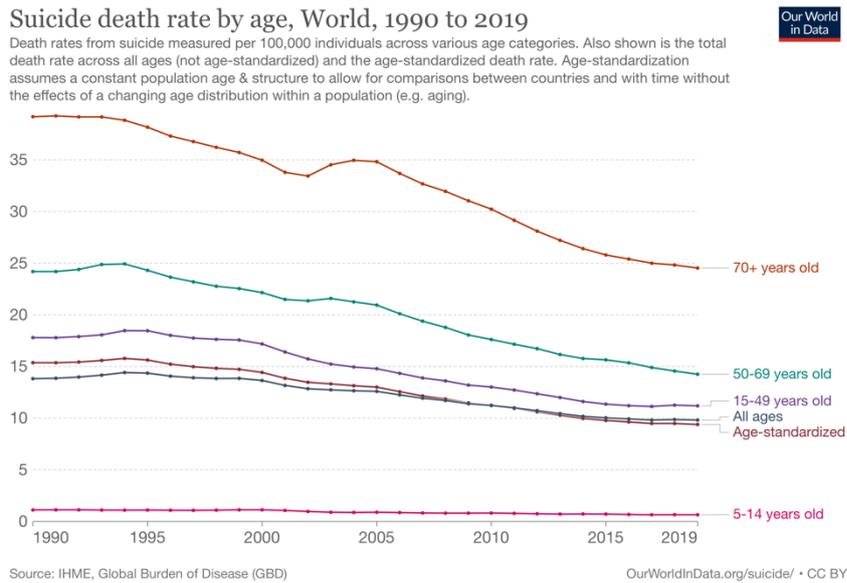


Abbildung 2: Suicide death rate by age, World, 1990 to 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)

In der nächsten Grafik werden die Suizidraten je 100.000 Einwohner\*innen nach binärem Geschlecht – männlich und weiblich – sowie beide zusammen, ebenfalls beginnend ab 1990 bis 2017, dargestellt:

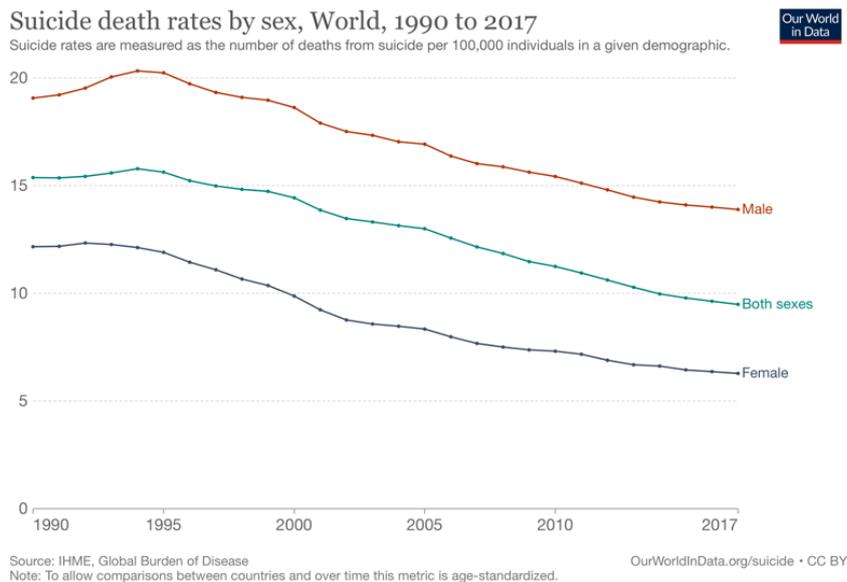


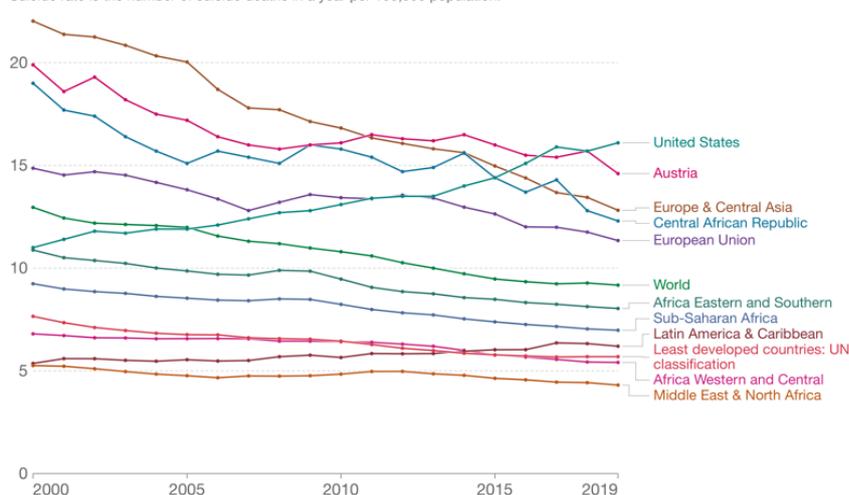
Abbildung 3: Suicide death rates by sex, World, 1990 to 2017 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)

Die folgende Grafik visualisiert die Suizidraten Österreichs je 100.000 Einwohner\*innen im Vergleich zu anderen Regionen sowie der Europäischen Union, wobei Österreich hier deutlich über dem EU-Durchschnitt liegt:

## Suicide rate, 2000 to 2019

Suicide rate is the number of suicide deaths in a year per 100,000 population.

Our World  
in Data



Source: World Health Organization (via World Bank)

CC BY

Abbildung 4: Suicide rate, 2000 to 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)

In Österreich starben 2019 laut dem *Suizid und Suizidpräventionsbericht* des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz 1.113 Personen durch Suizid (Sozialministerium 2020). Es kommen etwa ein Drittel weniger Personen im Straßenverkehr ums Leben. Insbesondere bei Jugendlichen oder jungen Erwachsenen zählt der Suizid als zweithäufigste Todesursache. Betrachtet man den Verlauf der standardisierten Suizidraten (pro 100.000 Einwohner\*innen) von 1980 bis 2018, so zeigt sich ein Rückgang der Suizidraten um rund 55 Prozent. Mit Beginn der Weltwirtschaftskrise 2008 verlangsamte sich dieser Rückgang allerdings (Sozialministerium 2020). Ob es im Zuge der Covid-19 Pandemie zu einer weiteren Verlangsamung oder etwa auch zu einem Anstieg der Suizide kommt oder kommen wird, ist beim Verfassen dieser Masterarbeit noch nicht geklärt, es wird jedoch im medialen Diskurs von einer Zunahme psychischer Belastungen für die Menschen berichtet (Reichel 2021).

### 1.1. Fragestellung und Aufbau der Masterarbeit

Jede\*r Suizident\*in hinterlässt ein Umfeld an Angehörigen, welches je nach Alter der\*des Verstorbenen, etwaigem Verwandtschaftsgrad und der Definition „Angehörige\*r“ an sich, variieren kann. Forschungen gehen von etwa zehn bis achtzig Hinterbliebenen pro Suizid aus (Andriessen & Kryszynska 2012, 25). Bezieht man diese Angaben auf globale und lokale Angaben von statistisch erfassten Suizidfällen, so gibt es global etwa 8 bis 64 Millionen Suizid-Hinterbliebene und in Österreich etwa Zehn- bis Einhunderttausend. Während sich die notwendige Suizidprävention um eine stetige

Reduktion der Suizidfälle bemüht, soll der Fokus der vorliegenden Masterarbeit bei den Hinterbliebenen selbst liegen und folgende Forschungsfrage behandeln:

„Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?“

Weitere Fragen, die in diesem Zusammenhang stehen und behandelt werden, beschäftigen sich mit dem Umgang, den Suizid-Hinterbliebene mit einer möglich folgenden Stigmatisierung oder sozialen Scham entwickeln und wurden entsprechend formuliert:

- Welche Kommunikation findet hierzu statt und wie berichten Suizid-Hinterbliebene ihrer sozialen Umgebung von der Todesursache?
- Wie wird der Suizid an sich ausgesprochen und kommuniziert oder verschwiegen?
- Gibt es hier Unterschiede im familiären oder im freundschaftlichen Kreis?
- Gibt es möglicherweise eine Welt, in der nicht nur der Suizid, sondern der Tod an sich verschwiegen wird?
- Welche Rollen spielen idealtypische Vorstellungen, wie etwa das Ideal einer „perfekten“ Familie?
- Welchen Einfluss haben Religiosität oder die Institution Kirche für Suizid-Hinterbliebene, auch in Hinblick auf Verunsicherungen bezüglich der Möglichkeit eines kirchlichen Begräbnisses?

Die Masterarbeit gliedert sich nach Kapitel 1 *Einleitung* folgendermaßen weiter auf: Das Kapitel 2 *Suizidale Begriffe und historische Entwicklungen* setzt sich zunächst mit den synonymen Begrifflichkeiten zum Thema Suizid und dessen Verwendung in der Öffentlichkeit und Literatur – auch aus einer historischen Perspektive – auseinander. Das Kapitel 3 *Trauer(n)* bietet einen soziologischen Überblick zum Thema Trauer und beleuchtet die Perspektive dieser nach einem Suizid im Speziellen. Das Kapitel 4 *Theoretische (Vor-)Überlegungen* bildet den theoretischen Rahmen und erläutert notwendige (theoretische) Begriffe der Scham und Stigmatisierung, die oftmals in Zusammenhang mit Suizid stehen. Ebenfalls wird hier die Autoethnographie und die damit im Zusammenhang stehende soziale Herkunft der drei Theoretiker\*innen Eribon, Bourdieu und Jaquet aufgegriffen und kritisch hinterfragt. Das Kapitel 5 *Relevante Forschungen – Hinterbliebene nach einem Suizid* geht auf (aktuell) wichtige Forschungen von Hinterbliebenen nach einem Suizid ein. Hier wird eine Forschungslücke deutlich, denn es gibt bisher wenige Studienergebnisse zu Hinterbliebenen, die in einer Geschwisterbeziehung zur\*zum Suizident\*in standen. Im Kapitel 6 *Empirisch-Methodische Vorgehensweise* wird diese im Zuge der vorliegenden Masterarbeit dargelegt. Es werden Erklärungen zur Datenerhebung selbst und der anschließenden Auswertung mittels Grounded Theory nach Kathy

Charmaz (2014) dargelegt. Ebenso werden die erarbeiteten und relevantesten *initial* und *focused codes*, die letztlich zentral für die weitere, in den Daten begründete, Theorie ausschlaggebend waren und anhand von Beispielen, erläutert. Weiters wird die Auswahl der eigenen und der ergänzenden Fallgeschichte begründet und auf die Qualitätssicherung Bezug genommen. In Kapitel 7 *Ergebnisse* werden die theoretischen Codes *doing perfect family* und *post-suicidal world* vorgestellt und anhand einiger Beispiele aufgezeigt. In Kapitel 8 *Zusammenfassung und Ausblick* werden die relevantesten Erkenntnisse der vorliegenden Masterarbeit zusammenfassend dargestellt sowie ein möglicher Anschluss an weitere Forschungen. Das Kapitel 9 *Reflexion* liefert eine kritische Beleuchtung der Ideenfolgen des gesamten Forschungsprozesses und insbesondere die Rolle der eigenen (autoethnographischen) Involviertheit.

## 2. Suizidale Begriffe und historische Entwicklungen

In öffentlichen Debatten wird das soziale Phänomen Suizid häufig als Selbstmord bezeichnet und trägt damit zu einer Tabuisierung bei. Der Begriff setzt sich aus dem Nomen „Mord“ und dem Reflexivpronomen „selbst“ zusammen. Weitere verwendete synonyme Begriffe oder Formulierungen sind etwa Freitod, sich das Leben nehmen oder sich umbringen. Die Bezeichnung Selbstmord impliziert ein Verbrechen und aufgrund dieser negativen Konnotation sieht das Öffentliche Gesundheitsportal Österreich (2019) in der Fachwelt keine weitere Verwendung mehr dieses Begriffes. Dennoch wird der Begriff Selbstmord in öffentlichen Medien weiterhin verwendet und ist auch in Gesetzestexten oder Versicherungspolizzen nach wie vor verankert. Folglich ist es notwendig darzustellen, was dieser Begriff Selbstmord sowohl in der Öffentlichkeit, in den Sozialwissenschaften, als auch für Betroffene bedeutet und dessen historische Entwicklung nachzuzeichnen. Eine genauere Erläuterung der alltäglich verwendeten synonymen Begriffe für Suizid soll einen näheren Einblick geben, womit sich insbesondere Angehörige dadurch konfrontiert sehen. Bei Bedarf werden Personen, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben, in weiterer Folge in dieser Arbeit auch als Suizid-Angehörige oder Suizid-Hinterbliebene bezeichnet, um eine Unterscheidung zu jenen, die eine nahestehende Person durch eine andere Todesursache verloren haben, abzubilden.

Im etymologischen Wörterbuch von Friedrich Kluge wird erklärt, dass das Wort Selbstmord etwa im 16. Jahrhundert entstand und durch Martin Luther verbreitet wurde (Kluge 1963, 217). Mit Beginn der christlichen Herrschaft wurde der Suizid als Schande und finales Versagen assoziiert (Macho 2017, 1). In aktuelleren Wörterbüchern wird neben der Definition Selbstmord auf weitere Begriffe wie Suizid, Freitod und Selbsttötung verwiesen. Auch hier lässt die Formulierung, wie beispielsweise im Lexikon

*Der Brockhaus* aus dem Jahr 1998, der Selbstmord sei als selbst „herbeigeführte Beendigung des eigenen Lebens und als Kurzschlusshandlung affektiven Charakters“ (Der Brockhaus 1998, 455) definiert und lässt eine negative Zuschreibung vermuten, die in Zusammenhang mit der Psyche steht.

Soziologisch wurde das Thema unter anderem von Émile Durkheim bearbeitet. Das Werk *Le Suicide* aus dem Jahr 1897, erscheint 1973 in der Deutschen Übersetzung unter dem Titel *Der Selbstmord*. Es wird innerhalb der Forschungen zum Thema Suizid immer wieder als eines der zentralen soziologischen Anfangswerke verhandelt. Im 19. Jahrhundert wird Selbstmord als schwere Sünde verstanden. Oftmals wird sogar von einem Doppelmord gesprochen, ein Mord an der Seele und des Körpers zugleich. Demzufolge wird es auch als Verbrechen geahndet, Leichen werden geschändet und das Familienvermögen beschlagnahmt (Macho 2017, 1). Durkheim legt in seinem Werk zunächst dar, was unter diesem Begriff zu verstehen sei und was er wiederum in seiner Arbeit auch ausschließe. Durkheim (2017) fasst Selbstmord als „jeden Todesfall, der direkt oder indirekt auf eine Handlung oder Unterlassung zurückzuführen ist, die vom Opfer selbst begangen wurde, wobei es das Ergebnis seines Verhaltens im voraus [!] kannte“ (Durkheim 2017, 27). Er spricht somit von einem Opfer und dies führt zu der Frage, ob es folglich auch eine\*n Täter\*in gibt und ob dies als eine Person zu betrachten ist. Erscheint der Begriff zunächst vermeintlich klar, sei real durchaus eine Mehrdeutigkeit zu erkennen, so Durkheim weiter. Er unterscheidet drei Grundtypen des Suizids: den egoistischen, den altruistischen und den anomischen sowie etwaige Mischtypen hierzu. Seine Formulierungen und Erläuterungen lassen die konservativen Normen und Werte der damaligen Zeit erkennen (Durkheim 2017).

Etwa siebzig Jahre nach Erscheinen von Durkheims Werk *Le suicide*, beschäftigt sich Jack D. Douglas (1970) in seinem Werk *The Social Meanings of Suicide* ebenfalls mit diesem Phänomen aus einer soziologischen Perspektive. Die beiden unterscheiden sich im Wesentlichen in ihren Methodologien. Während Durkheim einen positivistischen Zugang wählt, geht Douglas interpretativ vor und bezieht sich dabei auf Weber (1920) hinsichtlich Handlungen und deren Bedeutung: „„Handeln“ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit einem subjektiven *Sinn* verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (Weber 1920 zit. nach Abels 2009, 141). Er greift dabei zunächst ebenfalls auf das Werk von Durkheim zurück und geht weiter auf dessen theoretische Ansätze ein. Im Anschluss analysiert er die suizidale Handlung als soziale und deren Bedeutung (Douglas 1970).

Da die Suizidologie und das Phänomen Suizid interdisziplinär zu fassen sind, sind Werke aus anderen Wissenschaften ebenfalls zentral und einige werden nun exemplarisch dargestellt. David Lester (2014),

emeritierter Professor für Psychologie an der Stockton University in New Jersey, der bislang vieles zum Thema Suizid veröffentlicht hatte, initiierte mit seinem Werk *The „I“ of the storm – Understanding the suicidal mind* einen sogenannten *cultural turn* der Suizidologie, indem er Romane, Filme oder auch Kunstwerke als Forschungsgegenstände mitberücksichtigte (Lester 2014; Macho 2017). Roger Willemsen (2007), deutscher Publizist und Literaturtheoretiker, befasste sich mit dem Phänomen Suizid in seiner Habilitationsarbeit *Selbstmord in der Literatur*, die er zwar nicht beendete, es erschien jedoch das daraus resultierende Werk *Der Selbstmord. Briefe, Manifeste, Literarische Texte*. Er bezieht sich auf die beinahe täglichen Berichte über Selbstmord in den Medien und wählt aus verschiedenen Jahrhunderten literarische Werke einerseits und tatsächliche Abschiedsbriefe der Suizident\*innen andererseits (Willemsen 2007). Er selbst verwendet den Begriff Selbstmord und damit wird klar, dass dieser Begriff nicht ausschließlich in der Boulevardpresse Verwendung findet, sondern durchaus auch in (populär-)wissenschaftlichen Veröffentlichungen. In seinem Werk *Das Leben nehmen* untersucht Thomas Macho (2017), Professor für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität, den Suizid in der Moderne und dessen Wandel. Er verwendet ausschließlich den Begriff Suizid, da dieser moralisch neutraler klinge. Er erarbeitet in seinem Werk einen Prozess der Enttabuisierung des Suizid-Aktes in der Moderne aufbauend auf der These von Walter Benjamin, der „*Selbstmord als die Quintessenz der Moderne*“ erachtet (Benjamin 1982, 455; Macho 2017, 14).

Nach dem Zweiten Weltkrieg entsteht die Suizidforschung selbst als eigenständige Disziplin und spiegelt die bislang wissenschaftliche Tabuisierung wider (Macho 2017; Menninger 1938). Die Forschungsrichtung der Suizidologie sei vorwiegend normativ deskriptiv und von dem her sieht Macho (2017) eine Fortsetzung der traditionellen Bewertung, Suizide müssten verhindert, weil sie den Angehörigen und der Gesellschaft schaden würden. Es sei jedoch vielmehr die Frage relevant, welche kulturelle Bedeutung hinter dem Suizid stehe und in welchen dieser verschwiegen werde oder ob es Kulturen gäbe, wo er als ehrenhaft erachtet wird. Historisch betrachtet galt der Suizid in der Spätantike als Verbot. Auch unter dem Aspekt der Weltreligionen, wie etwa dem Christentum, würde Suizid als eine der schwersten Sünden bewertet. Denn das eigene Leben sei eine Leihgabe und ein Geschenk der Ahnen oder Gottes. Im Jahr 1751 lässt Friedrich II in Preußen die Suizidstrafen aufheben. Auch im Judentum sei das Leben Gottes Eigentum und bis 1966 war der Suizid in Israel eine Straftat. Theologisch lässt sich auch im Islam ein strenges Suizidverbot ableiten (Macho, 2017).

Mit der Umwertung des Suizids in der Moderne trat anstelle der Sünde jedoch die Krankheit (Macho 2017, 80) und im 17. Jahrhundert wird unter anderem im Zuge Goethes Werk *Die Leiden des jungen Werthers* von Suizidepidemien und gefährlichen Nachahmungseffekten gesprochen (Macho 2017, 81). Der Begriff Werther-Effekt (Philipps 1974) wird etwa zweihundert Jahre später im Zuge soziologischer Forschungen geprägt, die einen kausalen Zusammenhang zwischen der Ausstrahlung von Filmen oder

Nachrichten und Suizidraten untersuchen. Jedoch auch der Abschiedsbrief erlebt eine Art Popularisierung ab dem 18. Jahrhundert und Etkind (1997) warnt hier vor der Rolle der Medien durch eine Verbreitung dieser. Macho (2017, 102) merkt an, dass die Rolle der kollektiven Praktiken wie Nachahmung erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ins Zentrum der neuen Wissenschaft Soziologie rückt. Auch er verweist in diesem Zusammenhang auf Durkheim (2017, 148), der in seinem Werk *Le suicide* folgendes schlussfolgert: „*Was wirklich der Entwicklung des Selbstmordes oder des Mordes Vorschub leistet, ist nicht, daß [!] man davon spricht, sondern wie man davon spricht*“ (Durkheim 2017, 148; Macho 2017).

Aktuell findet der Begriff „Selbstmord“ im Zuge der Covid-19-Pandemie beispielsweise in Tagesberichten und Tagesmedien erneut Verwendung, was durchaus heftig zu kritisieren ist. So schreibt die Frankfurter Allgemeine Zeitung beispielsweise „*Tausende begehen Selbstmord*“ im Zusammenhang mit Corona und dem Bevorstehen der Öffnung der Märkte, die hauptsächlich Kleinbauern in Indien treffen würde, die keine Zukunft mehr aufgrund überalterter Gesetze sehen (Hein 2020). Durch die mediale Präsenz dieser negativ konnotierten Begrifflichkeiten könnte folglich für Suizid-Hinterbliebene wie Partner\*innen, Familien- und/oder Freundeskreise von einer zusätzlichen Belastung ausgegangen werden. Diese sowohl emotionale als auch soziale Belastung könnte sich im Umgang mit dieser Thematik gesellschaftlich widerspiegeln. Innerhalb dieser Masterarbeit wird folglich ausschließlich der Begriff *Suizid* verwendet. Sollte „Selbstmord“ oder andere, gegebenenfalls negativ konnotierte, synonyme Begriffe in Interviewsituationen, Tagebucheinträgen oder ähnlichen Quellen auftreten, werden diese als zitiert markiert.

### 3. Trauer(n)

Trauer und Trauern wird im akademischen Diskurs in unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern, wie etwa der Psychologie, der Anthropologie oder auch der Soziologie, wie Valentine (2006) in ihrem Artikel *Academic constructions of bereavement* darlegt, verhandelt. Diese Disziplinen würden sich mit dem Einfluss auf soziale Normen und Praktiken auseinandersetzen, wobei die Soziologie hier eine Spannung im Diskurs zwischen Wissenschaft und Natur hervorhebe. Ebenfalls würde dieser von einem normalen und einem gesunden Trauern bestimmt, aber die Psychologie sei hier vorherrschend. Trauer (grief<sup>1</sup>) würde sowohl medikalisiert als auch pathologisiert und dies führe wiederum zu einer

---

<sup>1</sup> Siehe Seite 20 für die Unterscheidung im Englischsprachigen Raum.

Resozialisierung der Trauer an sich, aus der ein Dialog zwischen Psychologie und Soziologie resultiere. Die Soziologie lege folglich den Fokus auf „*meaning-making, agency, diversity, discourse, narrative, reflexivity, and intersubjectivity*“ (Valentine 2006, 59). Der *Humanizing death* wäre in der Soziologie lange nicht existent gewesen, wobei es auch Ausnahmen, wie etwa Durkheim (1915) gäbe, der den Tod und dessen Rituale als Machtinstrument für soziale Integration betrachten würde (Durkheim 1915 zit. nach Valentine 2006). Aber beispielsweise auch Giddens (1991) hebe ebenfalls die Signifikanz des Todes im Kontext sozialer Konstruktionen, Wirklichkeitsbildung und dessen Bedeutung hervor (Giddens 1991 zit. nach Valentine 2006). Vor den 1980er Jahre wären wenige sozialwissenschaftliche Studien zum Thema Suizid entstanden. Gorer (1955), der in *The pornography of death* erläutere, dass der Tod den Sex in Bezug auf Tabu abgelöst habe (Gorer 1955 zit. nach Valentine 2006). Glaser und Strauss (1965) hätten hier einen *awareness context* in Bezug auf Patient\*innen und „*how patients come to realize the terminal nature of their condition*“ geschaffen (Glaser & Strauss 1955 zit. nach Valentine 2006).

Der qualitative Forschungszugang erfordert eine Zunahme an aktiven und empathischen Interaktionen mit Betroffenen (vgl. Bradburry 1999; Hockey 1990; Howarth 1993 zit. nach Valentine 2006) und Howarth (1993) spricht sich hier für eine Entwicklung von komplexen Konzepten und Zugängen aus, um die verschiedenen Erfahrungen Hinterbliebener zu verstehen (Howarth 2000, 136 zit. nach Valerie 2006, 71). Weitere spannende Aspekte sind etwa auch Studien im Zusammenhang mit einem *guten Tod* (the „*good death*“) oder dem sozialen Charakter von Trauer. Bradburry (1999) meint hier beispielsweise, wenn eine nahestehende Person verstirbt, verlieren Angehörige auch einen Teil von sich selbst, der durch die Interaktion mit der verstorbenen Person konstruiert wurde (Bradburry 1999, 176 zit. nach Valerie 2006, 71).

Die Literatur zu Trauer erscheint umfangreich und einige relevanten Werke seien hier nun kurz exemplarisch vorgestellt. Stroebe et al. (1993) behandeln in ihrem *Handbook of bereavement – Theory, research, and intervention* ebenfalls das Thema Trauer nach einem Verlust, da diese jede\*n irgendwann treffe. Speziell bei tragischen Todesfällen würden Hinterbliebene nicht nur eine vulnerable Gruppe sein, sondern sie hätten spezielle Bedürfnisse wie Zuwendung und Unterstützung. Folglich gibt es auch ein wissenschaftliches Interesse an Trauer und dieses Handbuch diene als aktueller Überblick über die Prozesse der Trauer, der relevanten Theorien hierzu, sowie Untersuchungen der Wirksamkeit verschiedener Interventionsformen wie etwa der Psycho-/Gesprächstherapie (Stroebe et al. 1993). Thompson und Cox (2017) geben ebenfalls in ihrem Werk *Handbook of the Sociology of Death, Grief, and Bereavment – A Guide to Theory and Practice* einen soziologischen Überblick zu diesen Phänomenen, beginnend bei deren Einbettung in die Soziologie

selbst, sowie Entwicklungen und aktuelle Debatten hierüber. Indem man über die Soziologie des Sterbens und der Trauer lerne, erfahre man wieder neue Aspekte der Soziologie an sich. Hinsichtlich der Thematik Suizid gehen sie ebenfalls auf das Durkheims Werk *Le suicide* entsprechend ein und arbeiten ebenfalls eine damit in Zusammenhang stehende Stigmatisierung heraus (Thompson & Cox 2017). Jacobsen und Peterson (2020) liefern mit ihrem Werk *Exploring Grief – towards a Sociology of Sorrow* ebenfalls einen Einblick in die (soziologische) Welt der Trauer und bereiten unter anderem den historischen Kontext auf, sowie den literarisch relevanten, oder aber die Formen der Trauer und eine etwaige Sozialkritik. Auch sie arbeiten beispielsweise eine Psychologisierung und Psychiatrisierung von Trauer heraus (Jacobsen & Peterson 2020).

Trauer ist nach Nina Jakoby (2012) aus einer soziologischen Denkweise ein Randthema und wird bisher weitgehend ohne emotionssoziologische Ansätze betrachtet (Jakoby 2012, 407). In ihrem Beitrag *Trauer als Forschungsgegenstand der Emotionssoziologie* will sie hierfür eine Relevanz aufzeigen. Jakoby verweist unter anderem auf Durkheim als Klassiker der Emotionssoziologie und dessen Studie *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, die bezugnehmend auf das Datum der Erstveröffentlichung im Jahr 1912 (Olk 2017) bereits über Einhundert Jahre alt ist. Jakoby greift hierbei Durkheims Auffassung von Trauer auf, der sie als rituelle Handlung und Pflicht, die von einer Gruppe auferlegt wird, versteht. Bislang überwiegen die psychologischen Perspektiven im Verständnis auf Trauer, die sie als Krankheit verstehen und dabei ausblenden, dass Trauer als schmerzhaft emotion verstanden werden muss (Jakoby 2012, 407). Aus der Perspektive der Emotionssoziologie ergibt sich Trauer aus „sozialen Beziehungen, affektiven Bindungen, Erwartungen und Verpflichtungen“ und stellen damit einen wesentlichen Anknüpfungspunkt des Phänomens Trauer aus Perspektive der Emotionssoziologie dar (Jakoby 2012, 408ff). Folglich müsse Trauer vom medizinischen respektive körperlichen Modell abgegrenzt und in eine Soziologie der Emotionen integriert werden. Die Definitionen der Trauer an sich werden in der Literatur sehr unterschiedlich behandelt und in diesem Beitrag wird Trauer als soziales Phänomen gefasst, der in drei theoretische Ansätze emotionssoziologisch eingebettet wird:

Erstens in den *symbolischen Interaktionismus* und hier sind es wiederum drei Aspekte zum Verständnis von Trauer: Der Tod einer\* eines signifikanten Anderen, der als Verlust der Selbstidentität interpretiert wird, sowie der Bedeutung von Framing-Prozessen, die mit dem Ereignis des Verlustes verbunden sind und letztlich das Konzept Trauer als emotionale Rolle. Zweitens wird Trauer in eine *strukturelle Theorie* eingebettet und hier gilt der Tod einer\* eines signifikanten Anderen als Statusverlust. Dabei kann das Phänomen Trauer eben nicht von sozialstrukturellen Rahmenbedingungen getrennt werden. Drittens kann Trauer in einen *verhaltenstheoretischen Ansatz* eingebettet werden und hier wird der Tod

einer\*eines signifikanten Anderen, gemäß Krause (1994), als „Wegfall von gegenseitiger Bestätigung, positiven Verstärkern, komplementären Verhaltensweisen oder Eigenschaften sowie des Unterstützungssystems“ gefasst (Jakoby 2012, 418ff; Krause 1994).

Jakoby (2012) resümiert, dass diese drei theoretischen Ansätze eine Erklärung für die Entstehung von Trauer, die Regeln und Änderungen von Trauer und die sozial ungleiche Verteilung von „Coping-Ressourcen und Stilen“ liefern. Sie kritisiert dabei zwar die wechselseitige Vernachlässigung der jeweiligen Theorien, lässt dabei jedoch offen, welche theoretische Einbettung vorrangig ist. Ein äußerst relevanter Aspekt ist, dass Trauer bei einem Verlust einer\*eines signifikanten Anderen bei Hinterbliebenen die Identität, soziale Bindungen und Rollenverständnisse zerstört. Trauer sei durch „interpersonelle, familiale und soziale Interaktionen konstruiert“ und damit an die jeweiligen Rollen und Normen, respektive folglich auch an positive und negative Sanktionen verbunden (Jakoby 2012, 421).

Jakoby und Thönes (2017) liefern mit *Soziologie des Sterbens* ein Überblickswerk aktuell relevanter soziologischer Literatur. Hier nehmen sie auch Bezug auf Elias, der meint der Tod sei ein Problem der Lebenden (Elias 2002). Schützeichel (2017) greift dies in seinem Artikel *Sinnwelten des Trauerns* auf und merkt an, dass der Tod die Trauernden in vielen Dimensionen des Lebens in existentielle Krisen führe. Somit würde der Tod ein interpretationsabhängiger, interpretationsbedürftiger und kultureller Sachverhalt. Er spricht weiter von unterschiedlichen Sinn- und Kommunikationswelten des Trauerns und dass sie beispielsweise durch Trauerarbeit/Trauerbegleitung aus familiären/freundschaftlichen Beziehungskontexten in professionelle Beziehungen überführt würden. Weiters habe sich das Sterben, der Tod und die Trauer „säkularisiert“ und sich damit aus einer „religiösen, konfessionellen oder kirchlichen Interpretation“ gelöst. Mit dieser Privatisierung von Trauer ließe sich folglich eine Ausdifferenzierung von Sinnwelten rekonstruieren (Schützeichel 2017, 113ff).

Im englischsprachigen Raum werden die Dimensionen der Trauer zwischen *bereavment* (Trauerfall), *mourning* (soziale und kulturelle Praktiken) und *grief* (affektives und emotionales Fühlen) unterschieden (Schützeichel 2017). Diese Sinnwelten werden in der Soziologie zwar als *communities of feeling* bezeichnet, jedoch können diese nicht ausschließlich auf Gefühle oder Emotionen reduziert werden, sondern es werden Gefühlsregeln und eine *Doxa* integriert (Schützeichel 2017, 117). Schützeichel (2017, 117) bezeichnet die *Doxa* als „konventionalisierte Auffassungen über Sterben, Tod und Trauer, aus denen erst Gefühle resultieren“.

In der Folge unterscheiden sich die Sinnwelten der Trauer nach ihren *doxastischen Positionen*, die Schützeichel (2017) wie folgt gliedert:

- Der doxastischen Bestimmung des Todes und der Trauer,
- der Intensität des Trauerns,
- der Performanz des Trauerns,
- Darstellungsformen des Trauerns,
- der Berechtigung des Trauerns,
- der Emotionalisierung des Trauerns,
- der raumzeitlichen Regulierung des Trauerns (Schützeichel 2017, 118).

Die Sinnwelten werden grob zwischen personaler, mitweltlicher, umweltlicher und funktional spezifizierter Sinnwelt unterschieden. Die personale Sinnwelt sei eine biographische Krise und Trauer könne somit als Biographiegenerator verstanden werden. Die mitweltliche Sinnwelt des Trauerns sei die engere Welt der gemeinsamen Trauernden. In der umweltlichen Sinnwelt seien auch die Trauernormen anzusiedeln. Damit geht Schützeichel erneut auf die doxastischen Konventionen ein, „*wie das Sterben, der Tod und die Trauer zu interpretieren sind und wie der Tod eines Menschen die Sinnwelt der Nachlebenden zu betreffen und zu berühren hat*“ (Schützeichel 2017, 119f.). Trauer würde zwar als Leid akzeptiert, jedoch Trauernde erwarten auch eine aktive Trauerarbeit, die er *grief work* nennt (Schützeichel 2017, 120). In der funktional spezifizierten Sinnwelt lassen sich Arbeitsbeziehungen, sowie Netzwerke und Gruppen von Trauernden fassen. Die Grenzen zwischen diesen Sinnwelten seien jedoch historisch und kulturell gesehen nicht immer eindeutig (Schützeichel 2017, 121).

Schützeichel führt weiter aus, dass sich in den letzten Jahrzehnten die funktional spezifizierten Trauerwelten diversifiziert haben. Wenn Trauer seitens Trauerbegleitung als psychosoziale Krise verstanden wird, so seien hier folgende Probleme signifikant: die Integration des Todes einer nahestehenden Person in das eigene Leben, das Verhältnis zur verstorbenen Person, welches oftmals mit Schuld und Scham behaftet ist, sowie etwaige Krisen in Zusammenhang mit einer alltagsweltlichen Kommunikation, sozialer Akzeptanz von Trauer und sozialer Integration von Trauernden. Wobei diese Krisen der Trauer hier kein *telos* haben, so eine Trauerbegleiterin (Schützeichel 2017, 122f.). Und damit führe Trauerbegleitung die doxastischen Konventionen, wie beispielsweise *instrumentellen Aktivismus*, weiter fort, denn in Umgang mit Tod und Trauer solle Trauer aktiv mitgestaltet werden (Schützeichel 2017, 124).

## 4. Theoretische (Vor-)Überlegungen

Theoretisches Vorwissen innerhalb der Grounded Theory, nach der im Zuge dieser Masterarbeit vorgegangen wurde, ist ein vielfach diskutiertes Thema und in Kapitel 6.4. *Exkurs zur Entstehung der Grounded Theory* gehe ich noch genauer darauf ein. An dieser Stelle sollen nun Überlegungen einfließen, was Theorie genau bedeutet, denn hierüber gibt es keineswegs Einigkeit innerhalb der Soziologie.

Abend (2008) beschäftigt sich in seinem Artikel *Meaning of Theory* mit den beiden Fragen, was Theorie in der Soziologie bedeutet und was sie bedeuten sollte. Dabei nähert er sich der Beantwortung in fünf Schritten: erstens der semantischen Bedeutung von Theorie, zweitens was Theorie in der Soziologie bedeuten kann – hier verweist Abend auf sieben unterschiedliche mögliche Bedeutungen, um die enorme Vielfalt zu unterstreichen – drittens ob diese Mehrdeutigkeit gut oder schlecht ist, viertens wie Soziolog\*innen das Wort Theorie verwenden sollten und fünftens dem Vorschlag einer *semantic therapy* (Abend 2008).

Charmaz (2014) widmet sich in *Constructing Grounded Theory* ebenfalls dieser Thematik und greift hierzu folgende Definition auf: „*A theory states relationships between abstract concepts and may aim for either explanation or understanding*“ (Thornberg & Charmaz 2012, 41; Charmaz 2014, 228). Sie verweist ebenfalls auf Abend und die Uneinigkeit innerhalb der Soziologie, bedenkt dabei positivistische und interpretative Konzepte, wobei sie sich dafür ausspricht, diese nicht als getrennt, sondern als Kontinuum zu betrachten (Charmaz 2014, 228). Die vorliegende Masterarbeit verfolgt jenen konstruktivistischen Theorieansatz nach Charmaz. Hierbei wird der Frage nachgegangen, wie und manchmal auch warum Beteiligte Bedeutungen und Handlungen in spezifischen Situationen konstruieren (Charmaz 2014, 239). Sie meint weiter, dass die Theorie von der Sicht der\*des Forschenden abhängig ist und Grounded Theory Forscher\*innen in ihren Studien versteckten Strukturen, Netzwerken, Situationen und Beziehungen nachgehen. Indem Grounded Theory Vertreter\*innen berücksichtigen, wie sich eine Theorie entwickelt, würden beide – Forscher\*innen und Teilnehmer\*innen – zu Interpret\*innen von Analysen und Handlungen. „*Constructivist grounded theorists assume that both data and analyses are constructions that reflect the conditions of their production*“ (Charmaz 2014, 240). Wir konstruieren Forschungsprozesse, aber diese entstehen jedoch unter bestehenden strukturellen Bedingungen, die hier Einfluss nehmen, wie etwa die Perspektive und Position der Forscher\*innen, sowie etwaige Privilegien derer (Charmaz 2014).

Unter diesen Gesichtspunkten werden nun einige theoretische Vorüberlegungen präsentiert, die im Zuge dieser Masterarbeit Berücksichtigung fanden und eine Relevanz darstellen. Zunächst gehe ich auf

die Theorien von Scham, Stigmatisierung und abschließend auf die soziale Herkunft ein. Wie hängen diese unterschiedlichen Theorien zusammen? Shostak (1996) beginnt sein Werk *Private Sociology* mit Talcott Parsons Worten: „*We are [...] committed to an especially important and difficult problem of self-study and understanding, since, in a sense in which this is not true for natural scientists, it is our professional job to include the study of ourselves in our own program of work*“ (Parsons 1970 zit. nach Shostak 1996). Will ich demnach die durchlebten gesellschaftlichen und familiären Erfahrungen als Angehörige eines Familienmitgliedes, die\*der Suizid begangen hat, soziologisch aufarbeiten, so muss ich mich nicht nur mit den Normen der Gesellschaft auseinandersetzen, sondern auch mit der jeweiligen Kindheit, der Sozialisation der Hinterbliebenen, sowie der sozialen Herkunft. Genau dies beschreibt Shostak (1996) in seinem Werk und leitet an, wie hier eigene Erfahrungen durch die Soziologie geteilt werden können und vice versa.

Alle theoretischen Zugänge und Überlegungen fließen letztlich unter einem sozialkonstruktivistischen Ansatz zusammen (Berger & Luckmann 2016; Charmaz 2014, 239). Denn Gesellschaftsordnung sei ein Produkt des Menschen und er produziere sie „*im Verlauf seiner unaufhörlichen Externalisierung*“ (Berger & Luckmann 2016, 55). Es werden daher die Mechanismen entsprechend beleuchtet, inwiefern sich hier eine soziale Wirklichkeit bildet und wie diese unter Berücksichtigung von Scham, Stigmatisierung und sozialer Herkunft konstruiert wird. Es besteht die Annahme, dass keine einzelne Theorie das Phänomen Suizid allumfassend erklären kann, und folglich wurden mehrere theoretischen (Vor-)Überlegungen der genannten Theorien bedacht.

#### 4.1. Scham

Die Scham wird ein theoretischer Aspekt in dieser vorliegenden Masterarbeit sein. Der Fokus liegt dabei bei den Mechanismen, die gesellschaftlich in Kraft treten, wenn ein Familienmitglied Suizid begeht und die betroffene Familie und Angehörige mit einer sozialen Scham oder Stigmatisierung belegt werden und insbesondere welche Strategien daraus entstehen können.

Die Theorie der sozialen Scham untersucht Mechanismen, die durch die von innen und außen auferlegte soziale Scham wirksam werden. Doch wie entsteht diese Scham? Suizide bei jungen Erwachsenen oder bei Jugendlichen – und an dieser Stelle nochmals die Anmerkung, dass dies die zweithäufigste Todesursache dieser Altersgruppe ist – werden häufig mit einer Verschwendung des Lebens assoziiert (Fullagar 2003, 291). Fullagar (2003) nimmt sich in ihrem Artikel *Wasted Lives – The social dynamics of shame and youth suicide* dieser Thematik an. Hierbei stehe folglich ein zugeschriebenes Wegwerfen des Lebens, nämlich das Geschenk des Lebens, im Vordergrund. Es wäre

hier jedoch wichtig dies im Kontext mit Begriffen wie Werte, Moral und Identität im zeitgenössischen kulturellen Leben zu betrachten. „*Suicide as [...] a final act of deliberate waste, forces us to rethink the ethical relations between the self and the world*“ (Fullagar 2003, 293).

Lotter (2022) verhandelt in ihrem Werk *Scham, Schuld, Verantwortung* die kulturellen Grundlagen der Moral selbst. Dieses Werk ist insofern interessant, als dass sie sich mitunter zunächst philosophisch der Frage nähert, was eine Person sei. Bezüglich Scham respektive Schamphänomene sei(en) diese seitens zweier Variationen spezieller Gesellschaften und Zeiten einzuordnen. Hier geht die Autorin einerseits auf Norbert Elias (1976) und den Zivilisationsprozess ein, andererseits auf die seitens Ruth Benedict (2000) und Margaret Mead (1929) entwickelte Unterscheidung der Scham- und Schuldgesellschaften (Elias 1976; Benedict 2000; Mead 1929 zit. nach Lotter 2022, 89). Mittlerweile seien diese Vorstellungen jedoch veraltet und das moralische Bewusstsein sei als intern wirkendes Gewissen zu denken. Scham- oder Schuldgefühle würden sich im Wesentlichen durch ihre *Selbstbezogenheit* unterscheiden. Stelle man die Frage, was Menschen unter moralischer Schuld und Verantwortung bezogen auf ihre *Lebenspraxis* begreifen, so würde die Antwort ein theoretisches Verständnis der Begriffe Moral oder Schuld liefern. Würde man jedoch *wirklich verstehen* wollen, was sie unter moralischer Verantwortung fassen, so zeige sich dies in ihrem Alltagsleben in moralischen Gefühlen und sozialen Lebenserfahrungen (Lotter 2022, 127).

Indem individuelle und gesellschaftliche Moral- und Wertvorstellungen existieren, entstehen bei etwaigen Abweichungen Emotionen wie etwa Scham. Scheff (2000, 84) geht so weit, dass er Scham als die erste soziale Emotion nominiert. Er geht in seinem Artikel *Shame and the Social Bond: A Sociological Theory* auf die sozialen Dimensionen von Scham ein, bezogen auf sechs Soziolog\*innen (Georg Simmel, Charles Cooley, Norbert Elias, Richard Sennett, Helen Lynd, Erving Goffman), die ich nun vorstellen werde, um die soziologische Relevanz der Thematik zu betonen. Simmel (1905) behandelt das Phänomen Scham im Zuge seines Essays *Philosophie der Mode*. Seine Idee ist, die Unterscheidung der Gesellschaft in diejenigen, die an Mode interessiert sind und hier Einigkeit im Denken und Handeln bestünde und denjenigen, die nicht interessiert sind und nennt hier als Begründung die Scham, die in Beziehung mit Entfremdung gesetzt wird und dabei definiert er Scham jedoch nicht näher (Simmel 1905 zit. nach Scheff 2000, 87). Bei Cooley (1922) entstehe Scham, genauso wie Stolz, durch ein Monitoring des Selbst, er nennt dies *self-sentiments* und sieht hierbei drei elementare Prinzipien: erstens, wie wirke ich auf andere, zweitens wie beurteilen sie mich aufgrund dessen und drittens die daraus entstehende Emotion wie etwa Stolz (*pride*) oder Scham (er selbst nennt den Begriff *mortification*, was auch Demütigung bedeutet). Er erwähnt zwar Stolz und Scham als soziale Emotion, trifft jedoch ebenfalls keine explizite Definition hierüber (Cooley 1922 zit. nach Scheff 2000, 87). Bei

Elias steht der Zivilisierungsprozess im Vordergrund und ein zentraler Aspekt für ihn sei eine regelrechte Explosion an Scham, ausgelöst durch die Modernität. In modernen Gesellschaften würde bei der Sozialisation von Kindern automatisch Scham entstehen, die sowohl eingepägt als auch unterdrückt wird (Elias 1982 zit. nach Scheff 2000, 89f.). Sennett (1973) hingegen stellt eine Beziehung zwischen Klasse und Scham her, basierend auf der gemeinsamen Studie *The Hidden Injuries of Class* mit Cobb (Sennett & Cobb 1973 zit. nach Scheff 2000, 90f.). Hier streichen sie eine Verantwortung des Bildungspersonals heraus, indem Schüler\*innen nicht nur nicht gelobt oder ignoriert werden, sondern die Mehrheit vor allem abgelehnt wird. „*Thus, education [...] provides only shame and rejection*“ (Scheff 2000, 91) und somit würden Schüler\*innen lernen, lieber still zu sein, als bei etwaigen falschen Antworten auf Fragen gedemütigt zu werden. Helen Lynd (1958) verfolgte hier einen interdisziplinären Zugang und vereinte in ihrer Studie *On shame and the Search of Identity* sowohl soziologische als auch psychologische Aspekte der Scham (Lynd 1958 zit. nach Scheff 2000, 91). Spannend ist hier ein neuer Zugang, denn Scham würde als Konzept und Teil der Identität gesehen. Sie argumentiert, dass Scham zuvor oftmals vernachlässigt wurde, da diese Emotion sehr versteckt sei und unterscheidet dabei Scham von Schuld: „*Guilt is about what one did, shame is about the self, what one is*“ (Lynd 1958 zit. nach Scheff 2000, 92). Goffman (1967) führt die Zentriertheit von Scham in sozialen Beziehungen weiter aus. Er ist der Meinung, dass jede\*r sich verzweifelt um die eigene Wirkung auf andere sorgt und sich somit von der besten Seite präsentiert, um eine etwaige Scham zu vermeiden. Folglich sieht er die Emotion von Stolz und Scham als normal in sozialen Beziehungen an. Goffman (1967) sagt hierzu „*One assumes that embarrassment is a normal part of normal social life, the individual becoming uneasy not because he is personally maladjusted but rather because he is not. . . embarrassment is not an irrational impulse breaking through social prescribed behavior, but part of this orderly behavior itself*“ (Goffman 1967, 109ff zit. nach Scheff 2000, 93)<sup>2</sup>. Helen Lewis (1971) streicht in ihrem Werk *Shame* ebenfalls die Relevanz von Scham hervor und betrachtet sie als körperliche oder mentale Antwort auf die Bedrohung einer möglichen Trennung von anderen (Lewis 1971 zit. nach Scheff 2000, 95). Scheff selbst bezeichnet Scham aufgrund der soeben dargelegten Pionierarbeiten, als Emotion, die viele Varianten aufweisen kann, wie etwa Peinlichkeit, Demütigung, aber auch Schüchternheit, die allesamt eine Reaktion auf Ablehnung, Versagen oder einer Unzulänglichkeit sind, sobald eine Verbindung gefährdet wäre (Scheff 2000, 97).

Hierbei können unter anderem auch ein Ideal der guten Mutter oder der perfekten Familie zu tragen kommen, wenn durch den Suizid diese soziale Rolle oder die damit verbundene idealtypische

---

<sup>2</sup> Das Werk *Interaction Ritual* von Goffman (1967) wurde mangels Verfügbarkeit nicht im Original zitiert.

Vorstellung in Gefahr ist. Wenn eine Person Suizid begeht, was bedeutet es weiter, wenn folglich die betroffene Familie und Individuen mit einer sozialen Scham belegt werden? Welche möglichen Auswirkungen können hier auftreten und ausschlaggebend für etwaige Resilienzen sein? Scham ist von außen auferlegt, universell und auch persönlich (Dörr 2018, 507).

Von Scheve (2013) beschäftigt sich ebenfalls mit dem Thema Scham und geht dabei im Wesentlichen auf das Werk *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit* von Neckel<sup>3</sup> (1993) ein. Es sei Aufgabe der Soziologie hinsichtlich Emotionen soziale Existenzbedingungen zu rekonstruieren und die Wirkung auf diese sozialen Prozesse zu untersuchen. In Bezug auf die Entstehung von Scham seien die kulturellen Prägungen, die sich vorwiegend in den *Normen* und *Identitäten* finden, entscheidend. Somit wäre der soziale Gehalt von Scham im sozialen Prozess der Bewertung verankert, denen sich Akteur\*innen wechselseitig unterziehen. Und somit würde Scham zu einem *Wertgefühl*. Dabei ist die Wahrnehmung des eigenen Selbst durch Andere immer entscheidend. So fungiere Scham auch als „*Signalgeber der existentiellen Sicherheit des Subjekts*“ (von Scheve 2013, 237). Anlass für eine derartige Bewertung und damit auch eine Herabsetzung, sei das Überschreiten etwaiger Normen, die nicht nur Bestandteil des eigenen Selbst wären, sondern vor allem auch als erstrebenswert erachtet werden. Mit dieser Verwobenheit von Scham und Überschreiten von Normen geht auch eine Nähe zur Schuld einher. Neckel (1993) meint hierzu „*Schuld ist das Gefühl, durch eigenes Handeln die Verletzung einer Norm verantwortet zu haben; Scham jenes, in seiner Integrität beschädigt zu sein. Schuld entsteht in der Übertretung von Verbot, Scham im Verfehlen eigener Ideale*“ (Neckel 1993, 247 zit. nach von Scheve 2013, 237). Neckel unterscheidet weiter zwischen sozialer und moralischer Scham und definiert diese wie folgt: „*Moralische Scham ist die Begleitung der Schuld und setzt Handlungen, Verantwortung, Fremdschädigung voraus. Sozialscham ist darauf nicht angewiesen. Sie bezieht die Erscheinung, die Fahrlässigkeit, den eigenen Schaden als Anlaß [!] von Herabsetzung und defizitärer Selbstwertung ein*“ (Neckel 1993, 250 zit. nach von Scheve 2013, 238). Dabei seien drei Bezugsrahmen von sozialer Scham wesentlich: Körper, Persönlichkeit und Status. Er argumentiert weiter einen Zusammenhang von Status und Scham und somit ein Reproduzieren von sozialer Ungleichheit, denn eine wesentliche Funktion von sozialer Scham sei die Veränderung von Machtgefügen in sozialen Interaktionen. Als Hauptquellen von sozialer Scham seien vier zentrale Praktiken sozialer Demütigungen zentral: erstens der *Ausschluss* und dies könne aufgrund des grundlegenden Bedürfnisses einer Zugehörigkeit zu einer Form von existenzieller Scham führen.

---

<sup>3</sup> Im Zuge der Masterarbeit wurde das online verfügbare Werk „Hauptwerke der Emotionssoziologie“ von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel (Herausgeber) herangezogen und mangels Verfügbarkeit nicht das originale Werk von Sighard Neckel selbst.

Zweitens die *Degradierung*, drittens die *Prüfung*, bei der die Kompetenzen einer Person in Frage gestellt werden und viertens die *Devaluierung*, hierbei werden materielle Werte und Wertschätzung entzogen. Letztlich führe all dies zu einem Prozess der sozialen Schließung (von Scheve 2013, 236ff).

## 4.2. Stigma

Was bedeutet es, wenn Individuen von einem Teil der Gesellschaft mit einem Stigma belegt werden, oder sich diesem selbst auch unterordnen? Hier erscheint das Werk von Goffman (2018) zentral. Er verbindet das Stigma mit der sozialen, der persönlichen und der Ich-Identität und geht unter anderem auch auf die Thematik der Devianz ein. Der Begriff Stigma wurde schon bei den Griechen als Verweis auf körperliche Zeichen sowie dessen Offenbarung verwendet und gilt als zutiefst diskreditierend (Goffman 2018, 10f.). Goffman unterscheidet drei Typen von Stigma: die „Abscheulichkeiten des Körpers“, „individuelle Charakterfehler“ (und hier nennt er Suizidversuche!), sowie „phylogenetische Stigmata“. Stigmatisierte Personen versuchen oftmals, diesen Makel zu korrigieren und werden folglich von einem „*Ich mit einem bestimmten Makel zu einem Ich mit dem Kennzeichen, einen bestimmten Makel korrigiert zu haben*“ (Goffman 2018, 18).

Goffman (2018) greift eine weitere Unterscheidung – sichtbar oder unsichtbar – auf. Wenn eine Diskrepanz bekannt oder offensichtlich ist, so beschädige diese die soziale Identität. Es gäbe zwei Phasen innerhalb des Sozialisationsprozesses einer Person: die erste, in der erfahren wird, was der Standpunkt des Normalen ist und wie es sein würde, ein bestimmtes Stigma zu besitzen. Die zweite Phase ist das Erlernen, dass diese Person selbst ein bestimmtes Stigma besitzt. Das Ineinandergreifen dieser beiden Phasen führe zu einer Formung wichtiger Verhaltensmuster (Goffman 2018, 45). Sei jedoch die Andersartigkeit nicht offensichtlich, so würde die Informationskontrolle entsprechend gesteuert werden. Im Zusammenhang mit der persönlichen Identität geht Goffman ebenfalls auf notwendige Begriffe ein: die *Visibilität* und hierbei ist die Sichtbarkeit eines Merkmals der entscheidende Faktor und wie sich eine Person in einer Öffentlichkeit vorstellen muss. Er grenzt jedoch drei Begriffe, die oftmals mit *Visibilität* verwechselt werden, ab: erstens bedeute das Sehen eines Stigmas nicht, darüber Bescheid zu wissen. Zweitens müsse *Visibilität* klar von Aufdringlichkeit unterschieden werden und drittens die Loslösung von bestimmten Möglichkeiten, die Goffman als „*wahrgenommenen Herd*“ bezeichnet. Als Beispiel nennt er Hässlichkeit, welche per se keine Auswirkungen auf etwaige Qualifikationen habe, sie ihren Herd jedoch in sozialen Situationen habe (Goffman 2018, 56ff).

Die Ich-Identität sei zunächst eine subjektive und reflexive Angelegenheit. Wenn soziale Identität uns erlaube, Stigmatisierung zu betrachten und die persönliche Identität die „*Rolle der*

*Informationskontrolle im Stigma-Management*“ (Goffman 2018, 133), dann widme sich die Idee einer Ich-Identität den Verhaltensregeln, die mit den anderen beiden Identitäten einhergehen und auch durch diese beeinflusst werden. Dabei komme es jedoch zu Ambivalenzen und in weiterer Folge zu In- und Out-group Ausrichtungen. Jedoch erzeugen Identitätsnormen sowohl Abweichungen als auch Konformität (Goffman 2018, 132ff).

Owens et al. (2008) greifen in *Tales of biographical disintegration: how parents make sense of their sons' suicides* unter anderem auch das Thema Transtendenz der Scham auf (Owens et al. 2008, 239). Denn abgesehen von der Entkriminalisierung könne ein selbst verursachter Tod immer noch beschämend oder stigmatisierend sein. Die Stigmatisierung wäre nicht nur für die\*den Verstorbenen eine Zuschreibung, sondern eben auch für die Hinterbliebenen. Insbesondere würden Eltern beispielsweise junger Suizident\*innen darunter leiden. In der modernen Gesellschaft gäbe es eine Erwartung und damit eine soziale Konstruktion, dass ein Kind glücklich, gesund und gut sozialisiert zu sein hat und Eltern dafür verantwortlich seien. Schon Seneca (1959) postulierte seinerzeit, dass jede\*r sich ein glückliches Leben wünsche. Wenn ein Kind Suizid begeht, bedeutet das für Eltern oftmals eine befürchtete Stigmatisierung, dass sie nichts tun konnten, um ihrem Kind Glück zu bescheren und es zu beschützen. Owens et al. (2008) heben hervor, dass Eltern in ihren Erzählungen über den Suizid ihres Sohnes weniger den Fokus daraufsetzen, *was* passiert ist, sondern *wer* eine entscheidende Rolle dabei gespielt hat. Somit würde jemandem die Schuld geben oder jemanden beschuldigen ein endemisches Problem in Familien nach einem Suizid sein (Owens et al. 2008).

Lester (2015) hebt ebenfalls hervor, dass die Art des Todes hier einen Einfluss darauf hat, wie Gesellschaft oder auch Angehörige darauf reagieren. Ein Tod durch Mord löse andere Gefühle aus als einer durch Herzinfarkt oder eben ein Tod durch Suizid. Der Suizid löst bei Hinterbliebenen unterschiedliche und umfassende Emotionen aus, wie etwa Traurigkeit, Trauer und seelische Schmerzen, aber auch Wut und Schuld. Andere Emotionen würden durch die Stigmatisierung, die die Gesellschaft dem Suizid zuschreibt, verursacht. Denn der Suizid stehe in direkter Verbindung mit einer psychischen Erkrankung. Die (nähere) Community der\*des Suizident\*in/en hinterfragt oft, was die Familie dazu beigetragen hat, dass sich diese Person das Leben nimmt (Lester 2015, 145f.).

Um die Nachwirkungen von Suizid zu erforschen, wären zwei Zugänge sinnvoll. Einerseits würden Suizid-Überlebende selbst über ihre Erfahrungen berichten und andererseits würde die Gemeinschaft gefragt, wie sie diese sehen. Der zweite Zugang fokussiert genau auf eine Stigmatisierung. Ein Suizid habe möglicherweise Einfluss auf Trauerrituale, wie etwa das Begräbnis oder religiöse Zeremonien, was wiederum ein mögliches Verwehren etwaig üblicher Unterstützung seitens der Nachbarschaft und/oder der Freund\*innen verursacht. Der Familie einer\*eines Suizident\*in/en würde

Dysfunktionalität zugeschrieben und folglich würden diese viel wahrscheinlicher Schwierigkeiten mit dem Tod eines Familienmitgliedes haben. Lester (2015) verweist auf einige Forschungen in Bezug auf Unterscheidungen der Trauer nach einem Suizid und der Trauer eines „natürlichen“ Todes (Lester 2015, 145f.).

Die Studie *The grief experiences and needs of bereaved relatives and friends of older people dying through suicide: a descriptive and case-control study* von Harwood et al. (2002) ist insofern interessant, als dass sie versucht die Trauererfahrungen einer Gruppe Hinterbliebener mit einer Gruppe Suizid-Hinterbliebenen mittels deskriptiver und Fall-Kontroll-Studie zu messen, vergleichen und letztlich auch zu unterscheiden. Das Ergebnis zeigt im Wesentlichen eine signifikant höhere Unterscheidung in Bezug auf die Trauererfahrungen bei der Gruppe Suizid-Hinterbliebener und damit höhere Empfindungen wie Scham, Stigmatisierung und Ablehnung, wobei sich Scham und Stigmatisierung selbst nicht unterscheiden (Harwood et al. 2002, 193).

Betrachtet man Stigmatisierung aus einer Perspektive der Emotionssoziologie heraus, so kann der Bogen wiederum zu Goffman (1963) zurückgespannt werden, wie Pettenkofer (2012) in seinem Beitrag *Von der Situation ergriffen* herausarbeitet. Goffman würde hier an Mead anknüpfen und „*die Selbststabilisierung von Kooperationsordnungen durch eine soziale Kontrolle erklären, die vermittelt ist über das Selbst*“ (Goffman 1963 zit. nach Pettenkofer 2012, 220). Goffman konzentrierte sich dabei auf die „*Effekte aufgenötigter Perspektivenübernahmen, die asymmetrisch bleiben*“ (Pettenkofer 2012). Diese Perspektivenübernahmen würden die Wahrscheinlichkeit etwaiger Diskrepanz Erfahrungen erhöhen, wodurch wiederum eine Scham entstehe. Goffman (1963) meint hierzu „*the stigmatized individual is [...] asked to see himself from the point of view of [...] the normal and the wider society that they constitute*“ (Goffman 1963, 114f. zit. nach Pettenkofer 2012, 220f.)

Stigma hat seinen Ursprung, wie wir Menschen wahrnehmen würden und damit ordnen wir soziale Kategorien (Oexle & Rüscher 2017). Indem sogenannte Stigma-Träger\*innen immer als Normverletzer\*innen gelten, würden sie permanent an einer Selbstdarstellung arbeiten, die wiederum Scham auslöse (Goffman 1963, 128 zit. nach Pettenkofer 2012). Es gäbe jedoch niemals ein Individuum, das sich für nichts zu schämen hätte. Somit würde die soziale Evidenz der Norm durch die massenhaft durchgeführte Darstellungsarbeit stetig motiviert (Goffman 1963, 129 zit. nach Pettenkofer 2012). Dies veranschaulicht, wie nahe Scham und Stigmatisierung oftmals beieinander liegen.

### 4.3. Autoethnographie

Aufgrund des (mitunter) autoethnographischen Zuganges innerhalb der vorliegenden Masterarbeit ist es notwendig, sich ebenfalls der theoriekritischen Frage zu widmen, was unter Autoethnographie zu verstehen ist. Adams et al. (2015) meinen hierzu *“autoethnographic stories are stories of/about the self told through the lens of culture”* (Adams et al. 2015, 1). Somit könnten autosozio-graphische Erzählungen ebenfalls als Erzählungen über sich selbst gesehen werden, jedoch durch eine soziologische Betrachtungsweise. Adams et al. (2015) liefern mit ihrem Werk *Autoethnography* eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der qualitativen Methode der Autoethnographie. Tony E. Adams verwehrt sich im Zuge seiner Dissertation anfangs autoethnographisch zu arbeiten, aus Angst er würde damit seine wissenschaftliche Karriere gefährden. Durch eine traumatische Erfahrung des Verlustes eines ehemaligen Lebensgefährten beginnt er jedoch sich mit den eigenen homophoben Erfahrungen, sowie diskriminierenden Praktiken aufgrund sexueller Orientierungen zu beschäftigen. Das ist der persönliche Wendepunkt der Erkenntnis, dass hier die intime und persönliche Beziehungsarbeit von Relevanz ist (Adams et al. 2015, 7). Carolyn Ellis belegte in den 1970er Jahren als Hauptfach Soziologie und begann durch den Flugzeugabsturz und Tod ihres Bruders sich aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen mit Verlust und Trauer auseinanderzusetzen. Sie meint hierzu *„[...] I was able to continue the work that connected my sociological eye with a communicative heart”* (Adams et al. 2015, 3). Auch sie berichtet, dass es später als Assistenzprofessorin eine Herausforderung war, dass ihre Arbeit akzeptiert und veröffentlicht wurde. Es gab jedoch auch genügend Unterstützer\*innen und mit ihrem Kollegen Art Bochner konnte sie dahingehend ertragreiche Synergien bilden. Sie verbanden Sozialwissenschaften mit dem Menschsein, um Forschungen menschlicher, nützlicher, emotionaler und inspirierender zu machen und wurden für ihre Studierenden zu Mentor\*innen der interpretativen Sozialwissenschaft mit dem Fokus auf Narrativ und Autoethnographie (Adams et al. 2015, 3). Somit werde Autoethnographie zu einer Methode *„that allows us to reconsider how we think, how we do research and maintain relationships, and how we live”* (Adams et al. 2015, 8). Forscher\*innen sind immer Teil der Forschung selbst und dies muss stets – unabhängig davon, welche Methode gewählt wurde – entsprechend reflektiert werden. Insbesondere in der qualitativen Sozialforschung ist die Reflexion ein wichtiges Instrument für die Qualität einer Forschung.

Adams et al. (2015) sehen in diesem Zusammenhang drei zusammenhängende Anregungen und Überlegungen: Erstens *Changing Idea(l)s of Reserach* und hier sei es nun wichtig zu reflektieren, wie das Selbst und das Feld eine Symbiose werden, dies gilt folglich für die Ethnographie und Autoethnographie (Adams et al. 2015, 10) und somit auch für die Soziologie und die Autosozio-graphie. Als in den 1970er und 1980er Jahren noch ein wissenschaftliches Denken vorherrschend war, indem

Forscher\*innen und ihre Erfahrungen von der Forschung selbst zu separieren wären, war dies der Auslöser für eine *crisis of representation* in den Humanwissenschaften, so auch der Soziologie, führen Adams et al. (2015, 9) weiter aus. Die Soziologin Kathleen M. Blee (2018) meint hierzu „*We are more honest scholars when we acknowledge the myriad ways in which our personal lives and emotions are intertwined with who, what, and how we study*“ (Blee 2018, 19). Zweitens *Concerns about the Ethics and Politics of Research* und hier berichten sie von der ursprünglichen Tradition innerhalb der Ethnographie über eine Gruppe zu forschen und zu berichten, ohne dies zuvor mit der betroffenen Gruppe selbst zu teilen. Dies würde jedoch für eine Unvollständigkeit sprechen. Adams et al. berichten im Zuge ihrer Forschungen von einem ethischen Dilemma im Zuge der qualitativen Sozialforschung, nämlich Andere für den eigenen – der\*dem Forscher\*in und der Forschung selbst – Nutzen sprechen zu lassen (Adams et al. 2015, 12). Sie verurteilen ethische Verfehlungen der Vergangenheit aus einer wissenschaftlichen Legitimation heraus, wo (weiße) Männer über eine (Schwarze<sup>4</sup>) Bevölkerungsgruppe, die von Armut betroffen ist, berichten, oder Experimente wie dieses von Stanley Milgram. Es sei ein Privileg für sich selbst sprechen zu können und es sei für Forscher\*innen unbedingt notwendig in einem Dialog mit den Teilnehmer\*innen zu stehen. Drittens *Considering Social Identities and Identity Politics* und dabei gehen sie auf die sozialen Unruhen der 1960er und 1970er Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika ein, die soziale Ungleichheiten, verbunden mit sozialen und politischen Identitäten, sichtbar machten. Auch die Wissenschaft hinterfragte seinerzeit wer im akademischen Diskurs eine Stimme habe. Selbst wenn heutzutage die Misshandlungen und das Misstrauen möglicherweise nicht mehr in der Form existieren wie einige Jahrzehnte zuvor, so würde es immer noch einige Dekaden benötigen, um letztlich von Heilung sprechen zu können. Diese drei Arten von Überlegungen bringen im Grunde die Notwendigkeit einer Autoethnographie hervor, denn Forscher\*innen könnten hier nicht nur eine Verbindung zu Identitäten, Erfahrungen, Beziehungen und Kulturen aufbauen, sondern ebenfalls Einblick in die Komplexität gewähren (Adams et al. 2015).

Hirschauer (2001) geht in seinem Artikel *Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen* der These nach, „dass im ethnographischen Schreiben etwas *zur Sprache gebracht* wird, das vorher nicht Sprache war“ (Hirschauer 2001, 430). Der *linguistic turn* habe in der Soziologie den Konsens hervorgebracht, dass einerseits das Soziale im Wesentlichen aus sprachlicher Kommunikation bestehe, aber andererseits auch aus einem *bias*, indem alles Nicht-sprachliche keinen Raum hätte (Hirschauer 2001, 430). Dieser Gedanke könnte sich auch in der Form fortführen lassen, wenn Forscher\*innen und deren persönliche Erfahrungen keinen Raum in der Wissenschaft haben. Aufgrund

---

<sup>4</sup> Es wird hier das Wort „Schwarz“ im Vergleich zu „weiß“ großgeschrieben, um hier auf die Historie eines Kolonialismus und Rassismus aufmerksam zu machen.

dieser Annahme kann eine Befürwortung der Autoethnographie interpretiert und argumentiert werden. Insbesondere, wenn dies als intellektuelle Ressource betrachtet werden kann, wie etwa Wilkins (1993, 1) hierzu meint. Wenn eine Soziologie der Emotionen Relevanz hat, und das hat sie zweifellos, dann haben auch die eigenen Emotionen, die in einem sozialen Rahmen eingebettet sind, Bedeutsamkeit.

Jacob (2008), die ihren Bruder durch Suizid verloren hat, reflektiert in *Understanding Suicide* ihre eigene Rolle als Forscherin und geht in diesem Zusammenhang auf die Vorteile der ähnlichen Erfahrungen zwischen Forscher\*in und Teilnehmer\*in ein. Sie spricht sich folglich explizit für eine Berücksichtigung der\*des Forscher\*in/s selbst ein, denn indem das Selbst von Forscher\*innen nicht vorkäme, würde eine Distanz entstehen. Sie geht in ihrem Werk zwar nicht autoethnographisch vor, merkt jedoch an, dass ihre persönliche Erfahrung mit dem Suizid in die Forschung eingeflossen sind und diese auch der Grund für Entscheidungen waren, wie sie in den jeweiligen Forschungsprozessen und -phasen vorgegangen ist (Jacob 2008, 42f.).

In *Practicing sociological imagination through writing sociological autobiography* geht Kebede (2009) auf die soziologische Autobiographie ein, die einen Konnex zwischen der eigenen Biografie und Sozialgeschichte herstellen soll. Dabei würden Soziolog\*innen ermutigt, über ihr eigenes Leben mit einer soziologischen Sprache zu erzählen. Ein besseres Verständnis sich selbst gegenüber bedeutet ebenfalls, Andere besser zu verstehen und somit schlussfolgert sie weiter „*Thus the sociological autobiography does not only increase one’s cultural capital, but it can be an effective disposition in our engagement with others*“ (Kebede 2009, 367). Mit der unter anderem autoethnographischen Vorgehensweise dieser Masterarbeit stehen somit die zuvor erläuterten theoretischen (Vor-)Überlegungen in Zusammenhang mit sozialer Herkunft im Fokus, die nun im folgenden Kapitel näher dargestellt werden.

#### 4.3.1. Autoethnographie und soziale Herkunft

Die folgenden Überlegungen erschienen in Bezug auf die eigene Fallgeschichte zunächst als besonders relevant. Im Folgenden werden nun überblicksmäßig drei Theoretiker\*innen bezüglich sozialer Herkunft beschrieben: Didier Eribon, Pierre Bourdieu und Chantal Jaquet. Sie alle könnten selbst als sogenannte Klassenüberläufer\*innen bezeichnet werden. Inwieweit dies in Bezug zur eigenen und vergleichenden Fallgeschichte tatsächlich relevant ist, wird in den Kapiteln 7 *Ergebnisse* und 9 *Reflexion* nochmals näher dargestellt.

Didier Eribon (2018) befasst sich in seinem Buch *Rückkehr nach Reims* mit seinem eigenen sozialen Umfeld, seiner Kindheit respektive Adoleszenz und geht hierbei auch auf die Vorgenerationen seiner Familie ein. Er behandelt diese Thematik jedoch nicht autobiographisch, sondern in einer soziologischen Rahmung und bringt ebenfalls eine emotionale Komponente mit ein. Der auslösende Moment ist der Tod seines Vaters und Eribon setzt sich anschließend nicht nur mit den Konfliktsituationen der eigenen Familie auseinander, sondern auch mit der Homophobie seines Herkunftsmilieus, der sogenannten Arbeiterschaft. Eribon hat sein Herkunftsmilieu vor einigen Jahren physisch verlassen, um in der Großstadt zu studieren, später zu arbeiten und kehrt im Zuge des Todesfalles seines Vaters wieder in diese Umgebung zurück. Er spricht im Zusammenhang mit der Abwendung sowohl seiner Herkunft, aber auch seiner Eltern von einer ihm innewohnenden Melancholie, „die aus einer nichtverwundenen Trauer über die ausgeschlagenen Möglichkeiten und abgewiesenen Identifikationen entsteht“ (Eribon 2018, 11) und dass sie weiter als ein *konstitutives Element* im Ich überleben. Durch die Bezeichnung der Rückkehr verdeutlicht Eribon, dass er das Herkunftsmilieu tatsächlich vermeintlich verlassen hatte und spricht selbst von einer Rückbesinnung eines „*ebenso konservierten wie negierten Selbst*“ (Eribon 2018, 11f.). Jaquet meint hierzu jedoch später, dass es sich nicht um eine Rückkehr handelt, sondern wählt die Formulierung, „*man geht wieder dorthin*“ (Jaquet 2018, 153).

Pierre Bourdieu (2017) hält im Jahr 2001 seine letzte Vorlesung, erprobt dabei anhand seiner eigenen wissenschaftlichen Laufbahn eine reflexive Soziologie und daraus erscheint das Werk *Ein Soziologischer Selbstversuch* (Bourdieu 2017). Er selbst stammt ursprünglich aus dem ländlichen Raum, ist Sohn eines Landwirtes, respektive war sein Vater später Postbeamter. Er sieht sein Werk als Experiment der kritischen Auseinandersetzung des eigenen Selbst, wie wenn es sich um irgendeinen Untersuchungsgegenstand handle (Bourdieu 2017, 9). Erst rückblickend versteht Bourdieu, dass er im Grunde durch die Ablehnung des scholastischen Blicks, der mit seiner sozialen Herkunft eng verwoben ist, zur Soziologie gekommen ist (Bourdieu 2017, 50). Diese Neuausrichtung von der Philosophie zur Soziologie ist sozial gesehen höchst relevant, da er sich als Forschungsfeld eben auch jenem ländlichen Raum zuwandte, den er selbst als seine Heimat bezeichnete (Bourdieu 2017, 68). Er beschreibt, dass ihm durch das Eintauchen in diese Umgebung ein ganzer Teil seines Selbst wiedergegeben wird und dies jener Teil ist, der ihm ähnlich war, aber ihn auch gleichzeitig entfremdete, weil er ihn nur verleugnen konnte. Somit ist die „*Rückkehr zu den Ursprüngen*“ auch eine „*Rückkehr des Verdrängten*“ (Bourdieu 2017, 71). Er beschreibt weiter die Prägungen, die aus der jeweiligen sozialen Herkunft stammen und die letztlich auch die soziale Praxis bestimmen. Seine Kindheitserfahrungen, ein Überläufer und Sohn eines Überläufers zu sein, haben Bourdieu entscheidend geprägt und er spricht ebenfalls von einer „*unsichtbaren Mauer*“, die ihn immer von seinen damaligen Klassenkameraden in

der Schulzeit trennte, welche aus einem höher zugeordneten Milieu waren (Bourdieu 2017, 95). Erst sukzessive nimmt er durch Beobachtung anderer Leute die Besonderheiten seines eigenen Habitus wahr, die ihm später als kulturelle Besonderheiten seiner Heimat bewusstwerden (Bourdieu 2017, 100). Bourdieu strebte nach Anerkennung in der Schule, gleichzeitig lehnte er das Schulsystem ab. Daraus resultierende seine Zwiespältigkeit und er bezeichnet diese als „*gespaltenen Habitus*“ (Bourdieu 2017, 113ff), welcher in seinen Forschungen auch deutlich wird. Obwohl er dem Kreis der Intellektuellen zugeordnet wird, spricht er von einem Gefühl der Zwiespältigkeit gegenüber besagter intellektueller Welt, die in einer zweifachen Distanz deutlich wird, einer Distanz gegenüber französischen Intellektuellen-Kreisen und die der professionalen Machtausübung (Bourdieu 2017, 121). Im Nachwort beschreibt Franz Schultheis, dass sich Bourdieu über die Gefahren der Gratwanderung dieses soziologischen Selbstversuchs durchaus bewusst war. Dennoch ging er dieses Wagnis ein und war bezüglich der soziologischen Reflexivität stark bemüht. Schultheis meint weiter „*Fremdheit wird hier zur Quelle kritischer Distanzierung von den vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der eigenen, akademischen Lebenswelt, zur ständigen Ressource für eine Selbstreflexion und Selbstobjektivierung, die sich gegen jede exotistische Verzauberung des „Anderen“ stemmt*“ (Schultheis zit. nach Bourdieu 2017, 133ff). In dem Werk *Reflexive Anthropologie* führen Bourdieu und Wacquant (2017) einen Dialog über eben diese und hier merkt Bourdieu an, dass es immer auch um die „*eigene Position im Universum der kulturellen Produktion*“ ginge, die objektiviert werden müsse (Bourdieu & Wacquant 2017, 99).

Chantal Jaquet (2018) geht in ihrem Werk *Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht* vorerst auf die Theorie der Reproduktion von Bourdieu ein. Diese stütze sich durch Prägung und Konditionierung auf die Habitus-Formen, welche wiederum eng mit den Individuen und der sozialen Klasse an sich verwoben sei. Der Habitus sei als inkorporiertes System von Vorstellungen und Praktiken zu verstehen und bilde damit die Grundlage der Reproduktion. Der eigene Weg von Bourdieu zeige hierbei jedoch einen „*blinden Fleck*“, da er selbst eine soziale Laufbahn eingeschlagen hat, die ihm in Bezug auf sein Herkunftsmilieu nicht vorbestimmt gewesen wäre (Jaquet 2018, 10f.). In diesem Zusammenhang spricht Jaquet auch von einer Nicht-Reproduktion und schafft für jene, die das Schicksal des Herkunftsmilieus nicht reproduzieren den Begriff der *transclasse* – eben den Transit zwischen zwei Klassen (Jaquet 2018, 20). Für diese Überlegung eignen sich die bereits genannten Werke und Jaquet nennt auch Annie Ernaux, deren literarischen Werke sie autosoziographisch einschätzt. Hierbei gehe es nicht darum, das eigene Ich wiederzufinden, sondern eine umfassendere Wirklichkeit einer gemeinsamen Situation oder eines geteilten Leidens (Jaquet 2018, 26f.). Die Nicht-Reproduktion ist somit kein individuelles Phänomen, sondern ein *transindividuelles* (Jaquet 2018, 95), welche eine Neuordnung der Determinanten voraussetzt, eine Verknüpfung zwischen individueller

Bestimmung und der Umgebung herstellt und ein *ingenium* hervorbringt. Das *ingenium* ist hier als *genius* mit außerordentlicher Erfindungsgabe zu denken (Jaquet 2018, 97).

Es wurde in der vorliegenden Masterarbeit nicht ein Phänomen mit einer Theorie untersucht. Eine Theorie kann niemals das Phänomen Suizid umfassend erklären. Jacob (2008) merkt ebenfalls an, dass der Suizid immer ein mehrdeutiger Akt sei und somit eine Theorie niemals die Motive allumfassend erklären könne. Die zuvor genannten theoretischen (Vor-)Überlegungen hängen zusammen, die Scham und Stigmatisierung, sowie auch die soziale Herkunft, die mit dem Moment des Suizids an sich in eine suizidale Herkunft übergeht respektive sich die soziale mit der suizidalen Herkunft verbindet.

## 5. Relevante Forschungen – Hinterbliebene nach einem Suizid

Innerhalb der Forschung gibt es Uneinigkeit, wer als Angehörige\*r oder Hinterbliebene\*r erachtet wird. Einerseits können dies Familienmitglieder und/oder nahestehende Personen sein und andererseits Personen, deren Leben sich durch den Verlust ändert (Andriessen & Krysinska 2012, 25). Ebenfalls ergeben sich unterschiedliche Ansichten betreffend der Anzahl Hinterbliebener. Andriessen und Krysinska sprechen von etwa zehn Hinterbliebenen nach einem Todesfall durch Suizid. Die Schwankungsbreite steht vermutlich damit in Zusammenhang, ob ein junger oder älterer Mensch Suizid begeht. Bei Eltern, die ihr Kind durch Suizid verloren haben, gehe die Forschung etwa von 80 Hinterbliebenen aus, bei Partner\*innen von etwa 60 und bei Geschwistern von etwa 45-50. Die metaphorische Formulierung eines in den See geworfenen Steines, der seine Wellen schlägt, erscheint nach Andriessen und Krysinska (2012) eine allzu passende zu sein. In dieser Masterarbeit sind Hinterbliebene oder Angehörige alle Personen, deren Leben sich durch einen Verlust ändert (vgl. Andriessen & Krysinska 2012; Andersson 2012).

Ein relevantes Thema ist beispielsweise die Frage, ob sich die Trauer Suizid-Hinterbliebener von der Trauer Hinterbliebener anderer Todesursachen unterscheidet, und hier legen Andriessen und Krysinska (2012, 26) dar, dass Forscher\*innen den Fokus hierbei einerseits auf Schuld und Scham und andererseits auf Stigmatisierung und Isolation legen. In Folge des Suizids würden Hinterbliebene oftmals vor großen Herausforderungen stehen. Neben der Trauerphasen, die Hinterbliebene empfinden, würden sich bei Suizid-Hinterbliebenen noch zusätzliche Phasen wie die der Wut auf die verstorbene Person zeigen, da hier der Tod dem Leben vorgezogen wurde und das Gefühl einer Verlassenheit entstehe. Hier würden sich jedoch auch unterschiedliche Typologien zeigen, denn Hinterbliebene, die eine nahestehende Person verlieren, die aufgrund von Depressionen klinisch

behandelt wurde und dennoch Suizid begeht, empfinden eine unterschiedliche Trauer als jene, die eine Person durch einen unerwarteten Suizid verlieren. Ebenso sprechen Andriessen und Krysinska (2012, 21ff) von Langzeitfolgen Suizid-Hinterbliebener wie etwa Depressionen, Angstzuständen, posttraumatischen Belastungsstörungen, die Neigung zu Alkohol- oder Drogenkonsum und einem höheren Suizid-Risiko. Auch Jordan (2001) setzt sich mit der Frage auseinander, ob es überhaupt einen Unterschied zwischen Trauer eines Todesfalles und Trauer nach einem Suizid gibt. Erneut gibt es hier keine Einigkeit und folglich sowohl Vertreter\*innen der Theorie, die keinen Unterschied wahrnehmen (van der Wal zit. nach Jordan 2001, 91) und Vertreter\*innen, die – vorwiegend aus qualitativen Studien – über einen Unterschied berichten (Clark & Goldney 1995 zit. nach Jordan 2001, 92). Andersson (2012) beschäftigt sich mit dem Begriff *disenfranchised grief* in Zusammenhang mit Suizid-Hinterbliebenen. Sie wirft dabei die Frage „*What are the intersubjectivities of suicide loss among peer suicide grievers*“ auf, denn hier gäbe es durchaus eine Forschungslücke in Bezug auf die Peer-Group der Suizid-Hinterbliebenen. Sie entwickelt ein Kontinuum von *intrapersonal, intermediary, and group-based or extrinsic coping behaviours* (Andersson 2012, 7).

Andriessen und Krysinska (2012) kritisieren bei Forschungen oftmals eine Differenz, die zwischen Erzählungen Suizid-Hinterbliebener, die Langzeithilfe in Anspruch nehmen oder Therapeut\*innen, die Suizid-Hinterbliebene betreuen, sichtbar wird. Das wirft gleichermaßen die Frage auf, wie sich die Lebenswelt derjenigen Suizid-Hinterbliebenen konstruiert, die keinerlei psychologische Hilfe oder Unterstützung in Anspruch nehmen. Eine Studie von Provini et al. (2000) zeigt, dass lediglich eine Minderheit an Therapien teilnimmt. Hier schließt die Frage an, was die Gründe hierfür sein könnten. Andriessen und Krysinska (2012, 28) stellen aufgrund dessen die Frage, inwieweit die soziale Tabuisierung von Suizid und/oder die Stigmatisierung von Suizid-Hinterbliebenen hiermit in Zusammenhang stehen können.

Nina Jacob (2008) behandelt in *Understanding Suicide: Conversations with the bereaved* einerseits die Frage, wie Familien dem Suizid ihres Sohnes Sinn geben und andererseits, wie Familien diesen erlebt haben. Sie selbst ist eine Hinterbliebene, da sich ihr Bruder im Alter von sechzehn Jahren das Leben nahm. Somit ist ihre Rolle als Forscher\*in hier auch zentral, da ihre Identität integral vom Suizid ihres Bruders bestimmt wird. Ihre These ist, dass das psychiatrische Verständnis von Suizid durch den Diskurs sozial konstruiert ist, und somit der Suizid selbst ebenfalls ein sozial konstruiertes Ereignis wird. Eine der zentralen Erkenntnisse bei Jacob ist die Verantwortung für den Suizid immer außerhalb der Familie zu verorten (Jacob 2008).

Cerel et al. (2008) sehen sich wiederum die Auswirkungen auf Familienmitglieder, -dynamiken und -veränderungen an, ebenso wie auf soziale Netzwerke. Hierfür erachten sie Aspekte der Suizid-Hinterbliebenen als zentral. Sie kritisieren, dass Studien oftmals den Fokus auf nur eine Gruppe legen (zB. Eltern, Kind oder Geschwister), ohne dabei zu berücksichtigen, wie sich Familienmitglieder gegenseitig und damit die Familienkommunikation beeinflussen können. Insbesondere nach dem Verlust eines Kindes durch Suizid gäbe es Funktionsschwierigkeiten innerhalb der Familie. Es gehe hier häufig um Schuld und Schuldzuweisungen (Cerel et al. 2008).

Die größte Auswirkung auf soziale Netzwerke, stellen Cerel et al. (2008) fest, sei die oftmalige Verzerrung in Prozessen der Kommunikation, die wiederum in Zusammenhang mit der Schuld stehen. Studien ergaben, dass sich Suizid-Hinterbliebene oftmals als Verurteilte im Vergleich zu anderen Hinterbliebenen sehen oder sich auch gegenseitig mit Schuldzuweisungen konfrontieren. Ein weiterer Aspekt einer möglichen Verzerrung ist die der Verschwiegenheit der Todesursache und des daraus entstehenden (Familien-)Geheimnisses. Insbesondere Kinder leiden dadurch unter Langzeitfolgen, wie etwa dem Ansprechen der eigenen Erfahrungen, soziale Ausgrenzung und Selbstisolation. Europa habe eine lange historische Geschichte der Stigmatisierung von Suizid und folglich würden Suizid-Hinterbliebene mehrfach gemieden. Ein anderer Grund für das Meiden von Suizid-Hinterbliebenen sei aber auch ein mögliches Beschützen oder eine etwaige Angst durch das Ansprechen bei den Betroffenen gewissermaßen alte Wunden aufzureißen (Cerel et al. 2008, 39).

Cerel et al. (2008) merken an, dass Studien häufig geringe Teilnehmer\*innen beklagen und ebenfalls variere die Zeit zwischen dem Interview und dem Suizidereignis. Weitere Defizite wären darüber hinaus, dass von den Hinterbliebenen lediglich die Eltern und nicht betroffene Kinder interviewt würden. In einer Studie merken Pfeffer et al. (1997, 15ff) an, dass die Gruppe der Geschwister der Suizid-Hinterbliebenen, nahezu unerforscht ist, deren Erfahrungen oftmals mit denen der Eltern verglichen wird und folglich keine Ergebnisse der direkten Sichtweisen von geschwisterlichen Suizid-Hinterbliebenen vorhanden sind. Aufgrund dieser Tatsache merken auch Andriessen und Krysinska (2012, 26) an, dass sowohl die Suizidologie als auch die Suizidprävention ohne Einbindung von Suizid-Hinterbliebenen nicht sinnvoll.

Wie aus diesen exemplarischen Beispielen ersichtlich wird, ist die Forschung zum Thema Suizid divers. Sie beschäftigt sich mit Fragen, wer als Hinterbliebene\*r zu fassen ist, inwiefern und ob sich die Trauer von Suizid-Hinterbliebenen im Vergleich zu Hinterbliebenen unterscheidet, wirft Fragen zu familiären Dynamiken und/oder einer Kommunikation zum Suizid an sich auf und damit auch das Beleuchten etwaiger Forschungslücken. Dies verdeutlicht umso mehr, dass es sich hierbei um ein komplexes Phänomen handelt, welches eine breit aufgestellte, interdisziplinäre Forschung erfordert. Die Wiener

Werkstätte für Suizidforschung hat den Fokus unter anderem beispielsweise auf die Suizidprävention oder auch die Medienberichterstattung gelegt (Wiener Werkstätte für Suizidforschung). Wenn die Suizidologie als eine interdisziplinäre Forschung agieren will, wäre folglich eine umfangreiche soziologische Einbindung folglich zentral und notwendig.

## 6. Empirisch-methodische Vorgehensweise

Dieses Kapitel behandelt die methodisch-empirische Vorgehensweise und mit welcher sich der Beantwortung auf die Forschungsfrage genähert wurde. Wie bereits im Vorwort eingeleitet, ist das Thema Suizid eines, das mich persönlich betrifft. In diese Masterarbeit flossen daher unter anderem autozoziologische oder autoethnographische Aspekte ein, die revolvierend kritisch reflektiert wurden. Dabei ist jedoch wichtig festzuhalten, dass jede\*r Forscher\*in auch immer aus ihrer jeweiligen Sichtweise erzählt (Strübing 2004; Charmaz 2014). Der Suizid, der im persönlichen Leben immer präsent ist, wurde einer objektivierten Betrachtung der eigenen Fallgeschichte unterzogen und gilt damit als zentrales Moment.

Die ursprüngliche Idee der Masterarbeit sollte ausschließlich ein autozoziologischer Prozess, in Anlehnung etwa an Pierre Bourdieus (2017) *Ein Soziologischer Selbstversuch* oder Didier Eribons (2016) *Rückkehr nach Reims* sein, die im Kapitel 4.3.1. *Autoethnographie und soziale Herkunft* vorgestellt wurden. Durch diesen Zugang sollten einerseits Artefakte, wie etwa ausgewählte Briefe und Tagebucheinträge, als Datengrundlage dienen und andererseits war die Idee, mit Verwandten und/oder nahestehenden Freunden, die den Suizid meines Bruders im Jahr 1988 miterlebt hatten, Gespräche zu führen. Dies gestaltete sich mit Beginn der Pandemie im Zuge der Covid19-Erkrankungen und der in diesem Zusammenhang verhängten Ausgangsbeschränkungen/Lockdowns jedoch sehr schwierig. Der unglücklich gewählte Begriff *social distancing*, der seitens Politik und Medien hier Verbreitung fand, machte ein persönliches Treffen, insbesondere mit älteren Menschen, die es zu schützen galt, unmöglich. Eine Umstellung der Gespräche auf digitale Medien war einerseits aus forschungsethischen<sup>5</sup> und andererseits aus technischen Gründen<sup>6</sup> nicht möglich. Das autozoziologische Datenmaterial setzte sich somit ausschließlich aus den persönlichen Artefakten

---

<sup>5</sup> Manche nahestehende Personen wollen nach wie vor nicht - vor allem nicht auf digitalem Wege - über den Suizid sprechen.

<sup>6</sup> Gesprächspartner\*innen höheren Alters haben beispielsweise keine technischen Möglichkeiten, da eine digitale Technologie bisher nicht verwendet wird.

(ausgewählte Briefe und Tagebucheinträge), die herangezogen werden konnten, zusammen. Dies war zur Beantwortung der Forschungsfrage („*Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?*“) jedoch allein nicht ausreichend, da hieraus keine Verdichtung vorgenommen werden konnte.

Es wurde daraufhin ein weiterer (vergleichender) Fall<sup>7</sup> in diese Masterarbeit inkludiert, um die bisherige Datengrundlage objektivieren und verfestigen zu können. Hierzu wurden zwei Phänomen orientierte Gespräche<sup>8</sup> mit einer jungen Frau, die 2017 ihre Schwester durch Suizid verloren hat, im Abstand von etwa zehn Monaten geführt. Zur notwendigen Tonaufnahme holte ich zuvor eine schriftliche Einwilligungserklärung ein und die Tonaufnahmen wurden anschließend transkribiert<sup>9</sup>, sowie im Anschluss entsprechende Memos darüber verfasst. Da mich meine Gesprächspartnerin auf die Insel-Milieu Podcast-Folge *Suizid und Trauer: wir sprechen darüber* (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021) aufmerksam machte, konnten hier nach dem Prinzip der Offenheit ebenfalls Teile daraus entsprechend einfließen. Ebenso wurde gegen Ende des Forschungsprozesses ein Expert\*innen-Gespräch mit einer Bestattungsfachkraft in Ausbildung geführt.

Es ist mir ein Anliegen gewesen, in diese Thematik mittels qualitativer Vorgehensweise einzutauchen und hier stets das Prinzip der Offenheit zu wahren, ohne bereits etwaige Vorannahmen zu treffen.

## 6.1. Ziel der Arbeit und Forschungsfrage

Wie bereits in den vorherigen Kapiteln erwähnt, ist die Gruppe von Suizid-Hinterbliebenen global und lokal gesehen durchaus relevant. Während in öffentlichen Debatten oftmals die notwendigen Suizid-Präventionsstrategien im Fokus stehen, soll die vorliegende Masterarbeit Suizid-Hinterbliebenen eine notwendige Stimme verleihen. Wie diese Menschen mit den Folgen des Suizids weiterleben, war hier von Forschungsinteresse, insbesondere wie sich Resilienzen und eine Kommunikation nach dem Suizid bilden. Daher behandelt die Masterarbeit folgende Forschungsfrage:

---

<sup>7</sup> Hierzu gehe ich in Kapitel 6.6. (*Vergleichende Fallauswahl*) näher darauf ein.

<sup>8</sup> Auf diesen Begriff gehe ich in Kapitel 6.2.2 näher ein.

<sup>9</sup> Siehe Kapitel 6.2.2. *Phänomen orientierte Interviews/Gespräche* hinsichtlich der Regeln zu den Transkripten.

„Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?“<sup>10</sup>

Die Idee hierbei ist, dass Resilienzen sozial konstruiert werden. Eine weitere Frage, die sich im Laufe des Forschungsprozesses ergab, war, inwieweit sich die Kommunikation über den Suizid und Resilienzen im Lauf der Zeit gegebenenfalls auch verändern.

## 6.2. Erhebungsmethode und Datengrundlage

Im Folgenden wird nun dargestellt, wie sich das jeweilige Datenmaterial der vorliegenden Masterarbeit innerhalb des zyklischen Forschungsprozesses insgesamt zusammensetzt. Bourdieu (2017) meint in diesem Zusammenhang: „*Verstehen heißt zunächst das Feld zu verstehen [...]*“ (Bourdieu 2017, 10).

### 6.2.1. Tagebucheinträge und Briefe

Durch den autosoziographischen Zugang wurden sämtliche Briefe und Tagebucheinträge, die ich im Jahr des Suizids meines Bruders schrieb, gesichtet. Um einen thematischen Überblick zu bekommen, wurde zunächst das vollständige Tagebuch des Jahres 1988 durchgelesen. Die Briefe, die ebenfalls herangezogen wurden, sind Briefe an meinen verstorbenen Bruder, die insbesondere im Sinne einer Resilienz Bildung von Forschungsinteresse und Relevanz waren. Im Anschluss wurde, beginnend beim Todestag, das Datenmaterial nochmals gesichtet, um auf Einträge zu achten, in denen eine Kommunikation zum Suizid und/oder dies teilweise in einem sozialen Umfeld stattfand oder etwaige Resilienzen hierüber augenscheinlich erschienen. Ich hatte diese Einträge und Briefe seit Verlassen nicht mehr gelesen und nach über dreißig Jahren waren die Briefe wie von einer fremden Person, die ich nicht kenne, aber dennoch war die subjektive Wahrnehmung der damaligen Gefühle sofort geweckt.

Es konnte hier bereits am Anfang des Forschungsprozesses eine Vorauswahl zur späteren Verdichtung getroffen werden. Dieses Datenmaterial wurde mittels Grounded Theory nach Kathy Charmaz (2014) ausgewertet und beispielhaft in Kapitel 6.5. *Analysebeispiele* dargestellt, respektive fließen die Erkenntnisse daraus in Kapitel 7 *Ergebnisse* nochmals ein.

---

<sup>10</sup> Etwaige Unterfragen hierzu siehe Kapitel 1.1. *Fragestellung und Aufbau der Masterarbeit*

### 6.2.2. Phänomen orientierte Interviews/Gespräche

Einige Monate vor Forschungsbeginn lernte ich bei einer universitären Veranstaltung eine junge Frau kennen und wir sprachen im Anschluss daran kurz über mein Vorhaben, im Zuge meiner Masterarbeit das Thema Suizid in der Gesellschaft zu behandeln. Sie sagte mir, falls ich hier Gesprächspartner\*innen benötige, könne ich mich gerne bei ihr melden. Im Zuge der Erkenntnisse während des laufenden Forschungsprozesses, andere Fälle möglicherweise miteinzubeziehen, nahm ich, obwohl bereits einige Monate vergangen waren, mit dieser Frau mittels digitaler Medien Kontakt auf. Sie soll in der weiteren Masterarbeit den anonymisierten Namen *Sabina* erhalten. Sie antwortete, dass sie selbst die Gesprächspartnerin ist, denn ihre Schwester habe sich drei Jahre zuvor das Leben genommen. Das war ein überraschendes Moment für mich, da sie darüber bei der Veranstaltung selbst nichts erwähnt hatte, obwohl ich ihr gegenüber das Thema Suizid offen ansprach. Dies bestätigte meine Entscheidung, im Zuge des Forschungsprozesses weitere Gesprächspartner\*innen hinzuzuziehen.

Es wurden zwei Gespräche im Abstand von zehn Monaten mit der Interviewpartnerin Sabina geführt, die ihre Schwester ebenfalls durch Suizid verloren hat. Unter dem späteren Kapitel 6.6. (*Vergleichende Fallauswahl*) wird zu meiner Gesprächspartnerin selbst noch genauer Bezug genommen. Wichtig an dieser Stelle ist zu erwähnen, dass hier die Perspektive einer vergleichenden Geschwisterbeziehung herangezogen werden konnte, um die Ergebnisse in späterer Folge auch entsprechend einer maximalen/minimalen Kontrastierung verdichten zu können. Die Gespräche dauerten jeweils etwa drei Stunden, wovon nur etwa die Hälfte davon als tatsächliche Tonaufnahme zur Verfügung stand, da jeweils vor und vor allem nach der Aufnahme seitens der Interviewpartnerin nochmals einiges erzählt wurde. Lueger (2009) spricht in diesem Zusammenhang von Nachgesprächen und die Notwendigkeit, diese für eine spätere Interpretation ebenfalls zu protokollieren (Lueger 2009, 176). Im Falle dieser Interview-Protokolle wurden diese gleich direkt im Anschluss in einem Memo festgehalten, um hier von der unmittelbaren Erinnerung entsprechend zu profitieren. Diese Memos beinhalten Angaben zur Kontaktherstellung, dem Interviewsetting, dem Vorgespräch, dem Interviewverlauf, den Gedankengängen und Annahmen anhand der getätigten Notizen während der Interviews sowie eines ersten Nachhörens der Tonaufnahmen, der Abschlussphase und der abschließenden Reflexionsphase<sup>11</sup>. So konnten diese Interview-Memos in den Forschungsprozess demzufolge ebenfalls einfließen.

---

<sup>11</sup> Im Zuge des einjährigen Forschungslabors des Projektes *Wege in die Zukunft* am Institut für Soziologie wurde das Verfassen von Memos und die Interviewführung selbst intensiv trainiert. Dies war für die eigene Forschung im Zuge der Masterarbeit sehr hilfreich.

Für die tatsächliche Tonaufnahme wurde, wie eingangs bereits erwähnt, zuvor eine Einwilligungserklärung<sup>12</sup> unterschrieben, nachdem der Gesprächspartnerin die Forschung im Rahmen der Masterarbeit selbst erklärt wurde. Die Gesprächsführung fand in Anlehnung an das Problemzentrierte Interview nach Witzel (2000) statt. Da ich das Wort „Problem“ beziehend auf die Sensibilität der Thematik kritisch sehe, da es etwas Negatives impliziert, möchte ich im Zuge der Masterarbeit festhalten, dass hierfür die Formulierung Phänomen orientiertes Interview oder Gespräch verwendet wird.

### INTERVIEW 1

Für das erste Interview wurde vorbereitend ein Gesprächsleitfaden zur Unterstützung verfasst. Hier konnten bereits einige erprobte Fragen aus den *in-depth interviews* von Jacob (2008) übernommen und entsprechend adaptiert werden (Jacob 2008, 218ff). Der Gesprächsleitfaden gliederte sich in drei Bereiche (Eingangsfrage, Erfahrungen mit dem Suizid und einem allgemeinen Teil), in denen im wesentlichen Fragen als Gedanken- und Gesprächsstützen verfasst und im Vorfeld erprobt wurden, um sie im Interview selbst nicht ablesen zu müssen, um damit für eine lockere und angenehme Gesprächsatmosphäre zu sorgen. Der Leitfaden selbst sah folgendermaßen aus:

#### Teil 1: Die Eingangsfrage

*„Lass uns bitte nicht sofort über den Suizid sprechen, sondern erzähle mir bitte von Deiner Schwester und ihrem Leben. Lass dir dabei, wie zuvor besprochen, einfach Zeit.“*

Relevante Themen, die idealerweise vorkommen sollten:

- Art der Verstorbenen
- Beschreibung
- Was hat sie gemacht?
- Was war wichtig?
- Kindheit
- Schule
- Arbeit
- Beziehung/Freundschaft
- Familienleben
- Schwierigkeiten im Leben

---

<sup>12</sup> Siehe Anlage *Muster Einwilligungserklärung*.

- Wie wurde über den Suizid gesprochen?

### Teil 2: Die Erfahrung mit dem Suizid

*„Ich denke, Angehörige durch Suizid zu verlieren, bringt uns in eine einzigartige Situation. Wir erfahren allgemeine Vorstellungen und Wahrnehmungen von unserem sozialen Umfeld über Suizid.“*

- Wie geht es dir, wenn du über deine Schwester mit anderen sprichst?
- Wird sie in Gesprächen erwähnt?
- Wie geht es dir, wenn du jemandem über den Suizid erstmals erzählst?
- Wenn du gefragt wirst, ob du eine Schwester hast, wie gehst du mit dieser Frage um?
- Erfahrungen Schule/Studium/Arbeit/Freund/Familie
- Gab es negative Erfahrungen? Wenn ja, von wem? (Darüber mehr Erzählen)
- Gab es Unterstützung? Wenn ja, von wem? (Darüber mehr Erzählen)
- Sind Menschen verständnisvoll? (Darüber mehr Erzählen)
- Erfahrungen mit Gerichtsmedizin
- Relevanz Kirche/Religion/Glaube
- Wie sind die eigenen Gefühle?

### Teil 3: Der Allgemeine Teil:

- Denkst Du, Suizid ist ein Tabu in unserer Gesellschaft? (Darüber mehr Erzählen)
- Welche Erfahrungen bringen dich dazu? (Darüber mehr Erzählen)
- Denkst du anders darüber, seit Deine Schwester gestorben ist? (Darüber mehr Erzählen)
- Derzeit wird im Zuge der Corona-Pandemie immer wieder über Depressionen und mögliche Suizid Gefahren berichtet. Was denkst du darüber? (Darüber mehr Erzählen)

Die offene Einstiegsfrage, die einen entsprechenden Erzählstimulus auslösen sollte, lautete, wie bereits erwähnt, *„Lass uns bitte nicht sofort über den Suizid sprechen, sondern erzähle mir bitte von Deiner Schwester und ihrem Leben. Lass dir dabei, wie zuvor besprochen, einfach Zeit.“* und die Antwort dauerte etwa fünf Minuten (im Interview-Transkript 65 Zeilen). Auch diese Auswertungen und Codierung nach Charmaz (2014) waren für die Generierung der späteren möglichen Theorie äußerst gewinnbringend.

## INTERVIEW 2

Der Analyseprozess mittels Grounded Theory nach Kathy Charmaz (2014) war ein intensiver und langwieriger, der über mehrere Monate dauerte. In vielen zyklischen Analyseschleifen wurde das Thema Trauer immer zentraler. Folglich vereinbarte ich ein zweites Gespräch, um hier eine zusätzliche Verdichtung der Annahmen zu erwirken. Es fand zehn Monate nach dem Erstgespräch statt und orientierte sich an einer möglichen Veränderung in Bezug auf Kommunikation oder Resilienz. Die Einstiegsfrage richtete sich folglich auf diese mögliche Veränderung seither:

*„Was hat sich seit dem letzten Mal möglicherweise bei Dir verändert in Bezug auf Deine Schwester und in Deinem Umgang mit Trauer“.*

Folgende Themen, die in Bezug auf die Forschung im Zuge der Masterarbeit als relevant betrachtet werden, wurden besprochen:

- Einstellung zum Thema Tod
- Die Bedeutung des Grabes (Titel auf dem Grabstein)
- Ironie und Sarkasmus als Trauerbewältigung
- Fotos der Verstorbenen
- Relevanz von Gesundheit und dem Leben an sich
- Trauer nach außen und innen
- Dimensionen
- Die Kernfamilie

Die Tonaufnahmen der beiden Gespräche wurden in Anlehnung an Froschauer & Lueger (2020) möglichst exakt unter Beibehaltung eines etwaigen Dialektes, ebenso wie para- und non-verbale Äußerungen transkribiert<sup>13</sup> (Froschauer & Lueger 2020). Die anschließende Formatierung ließ einen breiten Rand frei, um etwaige Bemerkungen/Notizen handschriftlich zu ergänzen und inkludierte Zeilennummerierungen, um ein späteres Zitieren und Verweisen im Zuge der Interpretation zu ermöglichen.

---

<sup>13</sup> Siehe Anlage *Transkriptionsregeln nach Froschauer und Lueger (2020)*.

### 6.2.3. Insel-Milieu Podcast: „Suizid und Trauer: wir sprechen darüber“

Im Anschluss des ersten Gesprächs sendete mir meine Interviewpartnerin via WhatsApp Nachricht die Podcast-Folge *Suizid und Trauer: wir sprechen darüber* von Insel-Milieu zu (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021). Im Zuge des zyklischen Forschungsprozesses wurde die Entscheidung getroffen, hieraus vakante Teile der Podcast-Folge ebenfalls in die Masterarbeit einfließen zu lassen. Eine der Begründungen hier war etwa die mögliche Relevanz dieser Podcast-Folge für die Gesprächspartnerin selbst, da sie diese mir als Forscherin weitergeleitet hatte. Andererseits konnte hier erneut eine Geschwisterbeziehung herangezogen und neuerliches Datenmaterial gewonnen werden, um der Frage nach Kommunikationen und Resilienzen nach einem Suizid nachzugehen. Diese Entscheidungen wurden im Memo-Stream<sup>14</sup> schriftlich festgehalten, um sie im späteren Auswertungsprozess entsprechend berücksichtigen zu können.

Die Produzentinnen hinter Insel-Milieu sind Jana Mack (Journalistin, Fotografin und Grafikerin) und Julia Breitkopf (Journalistin, Soziologin und PR-Beraterin). Julia Breitkopf hat ihre Schwester durch Suizid verloren und es war ihr ein Anliegen, das Phänomen auch in öffentlichen Medien zu thematisieren (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021). Warum Menschen, die eine Person durch Suizid verloren haben, in die Öffentlichkeit treten wäre durchaus eine weitere relevante Frage für zukünftige Forschungen. Inhaltlich gehen Mack und Breitkopf in dieser Podcast-Folge auf Hinterbliebene selbst ein. Sie beziehen ihre Erkenntnisse einerseits aus ihren (journalistischen) Literaturrecherchen, sowie einem Aufruf an Suizid-Hinterbliebene, ihnen ihre Geschichte diesbezüglich via Sprachnachricht zuzusenden. Im Weiteren wurde eine Auswahl ihrerseits getroffen und die Tonaufnahmen Suizid-Hinterbliebener inkludiert (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021).

Mack und Breitkopf (2021) berichten, dass Hinterbliebene gegenüber der\*dem Angehörigen, die\*der den Suizid ausübte, eine Vielzahl von Gefühlen während des Trauerns hätten, beginnend bei Gefühlen wie Liebe, Mitleid, Mitgefühl, Scham und Schuldgefühlen, aber auch Wut und Hass. Hinterbliebene würden mehrfach gemieden, doch was wäre hierfür eine tatsächliche Ursache? Menschen, die diese Erfahrung, jemanden durch Suizid zu verlieren, nicht gemacht haben, wüssten häufig nicht, wie sie reagieren sollten. Es sei eine Unwissenheit dieses Thema anzusprechen. Betroffene interpretieren dies mitunter auch als Tabuisierung, dass mit ihnen nicht gesprochen wird und als ein Wegsehen und nicht darüber sprechen wollen. Hinterbliebene wüssten vielfach nicht, wohin sie sich wenden können oder sollen. Das Therapie-Angebot müsste aktiv gesucht werden. Dies sei jedoch auch oftmals ein Schritt,

---

<sup>14</sup> Die Idee eines gesammelten Memo-Streams wurde im Zuge des einjährigen Forschungslabors des Projektes *Wege in die Zukunft* am Institut für Soziologie als gewinnbringend übernommen.

den sie nicht gehen könnten. Eine mögliche Strategie für Hinterbliebene wäre es, im Internet zu recherchieren. Mittlerweile gäbe es hierzu einige Dokumentationen, Podcasts oder auch Seiten von Vereinen wie etwa *Bleib bei uns*<sup>15</sup> in sozialen Medien, die hier unterstützend für Hinterbliebene oder aber auch für Betroffene mit Suizidgedanken sind (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021).

Petra Erasin, diplomierte Klinische- und Gesundheitspsychologin, die in der Podcast-Folge ebenfalls zu Wort kommt, sieht eine statistische Zahl von Suiziden in Österreich durchaus skeptisch. Denn häufig würden solche auch als Unfall getarnt. Auch sie berichtet, dass Männer häufiger als Frauen Suizid begehen und nennt als möglichen Grund eine gewisse (männliche) Radikalität in der Umsetzung. Frauen würden wiederum häufiger einen Suizidversuch unternehmen. Es würde etwa 10 bis 30-mal mehr Suizidversuche als Suizide selbst geben. Menschen, die sich in krisenhaften Lebenssituationen befinden oder ältere Personen wären hier eher gefährdet. Sie unterstreicht auch eine zentrale Bedeutung der Orte, die mit der\*dem Verstorbenen verbunden werden. Oftmals würde hier auch von einer Nähe zu der Person berichtet und dies ist auch ein Aspekt dieser Masterarbeit, der in Kapitel 7 *Ergebnisse* entsprechend präsentiert wird. Hinterbliebene würden sich für Suizident\*innen wünschen, dass sie mit der Entscheidung das Leben zu beenden, ihren inneren Frieden gefunden haben (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021).

Von großer Relevanz sehen Mack und Breitkopf (2021) sowie Erasin eine notwendige gesellschaftliche Offenheit zum Thema Suizid. Bei Ansprache des Themas Suizids seitens Hinterbliebener sollte nicht abgeblockt, sondern bedürfnisorientiert reagiert und zugehört werden. Hinterbliebene würden den Suizid oft mit Verzweiflung in Zusammenhang bringen. Wenn eine Suizidprävention davon ausgeht, dass Suizide vermieden werden können, würde auf Hinterbliebenen unbewusst dieser Druck lasten, etwas übersehen oder nicht beachtet zu haben. Und damit trägt Suizidprävention ungewollt zu einem Schuldgefühl bei. Auch die Unterscheidung natürlicher und selbst gewählter Tod trägt zu einer Ausgrenzung und folglich zu einer Stigmatisierung bei. Menschen würden immer Erklärungen wollen, um eine Ordnung und Kontrolle über das Leben zu haben. Es wäre für Hinterbliebene sehr schwer, dass ein geliebter Mensch eine endgültige, unwiderrufliche Entscheidung getroffen hat, in die man nicht eingebunden wurde. Dies würde es jedoch dennoch gelten zu respektieren (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021).

Ebenfalls wird thematisiert, das Hinterbliebene wünschen, Menschen würden ehrlich reagieren und keine Floskeln wie etwa, es würde bald wieder besser werden, sagen. Es wäre angebracht, die Trauer und Verzweiflung mit der Person gemeinsam auszuhalten und zu akzeptieren, dass es ihr schlecht geht.

---

<sup>15</sup> Homepage des Vereines *Bleib bei uns*: <https://www.bleibbeiuns.at/Home.html>

Wut würde häufig eine zentrale Rolle spielen, denn es kommt bei Suizid zu einem abrupten Beziehungsabbruch. Auch Abschiedsbriefe würden, entgegen etwaig romantisierter Vorstellungen, nicht zu einer Aufklärung, sondern weiteren Verwirrung beitragen. Oftmals wären sie eher anklagend, dadurch auch keinesfalls tröstend und würden für weiteres Unverständnis sorgen. Es würde bei Hinterbliebenen eine Schock-Phase geben und hier könne man nicht nebenbei Trauerbewältigung betreiben. Die Welt drehe sich zwar weiter, Hinterbliebene müssten jedoch irgendwann einmal stillstehen und eine Aufarbeitung beginnen. Viele würden berichten, dass sie das erst angestoßen haben, nachdem sie einen Zusammenbruch hatten und es „*nicht mehr ging*“ (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021). Auch aus relevanten Forschungen wird berichtet, dass Hinterbliebene ein erhöhtes Risiko für Depressionen haben, aber nur die wenigsten eine Psychotherapie in Anspruch nehmen (Andriessen 2012; Cerel 2008; Jacob 2008; Jakoby 2014; Oexle & Rüscher 2018; Provini & Everett 2000).

#### 6.2.4. Trauer – ein Expert\*innen-Gespräch

Nach den ersten Analysen sollte die Trauer einen zentralen Stellenwert einnehmen und entsprechend umfangreich wurde die recherchierte Literatur eingebaut und berücksichtigt. Gegen Ende des Forschungsprozesses wurde hierzu noch ein Expert\*innen-Gespräch mit Valerie Hofmann geführt, die sich aktuell (Stand April 2022) nach ihrem Masterstudium der Soziologie an der Universität Wien, in Ausbildung zur Bestattungsfachkraft befindet. Dadurch wurde auch einer flexiblen Anpassung der Analyse- und Erhebungsverfahren, wie sie Lueger (2009) postuliert, entsprechend Folge geleistet (Lueger 2009, 15).

Im Folgenden beschreibe ich die Erkenntnisse, die durch das Expert\*innengespräch generiert werden konnten und die mit in die Analyse eingeflossen sind. Hofmann befindet sich seit etwa einem Jahr in Ausbildung zur Bestattungsfachkraft, dies entspricht aufgrund ihres berücksichtigten Vorwissens (im Zuge des Master-Soziologie-Studiums) etwa der Hälfte der Ausbildungszeit. Sie kümmere sich um alle Aspekte einer Bestattung, beginnend bei der Fallaufnahme, über die Abholung und Versorgung der Verstorbenen, der Organisation der Beisetzung nach den jeweiligen Wünschen der Hinterbliebenen, bis hin zu deren eventuellen Betreuung und gegebenenfalls bei Bedarf auch Weiterleitung an relevante Betreuungsstellen. Nach der Ausbildung zur Bestattungsfachkraft gibt es noch die Möglichkeit einer weiteren zur\*um Bestattungsmeister\*in wie etwa in den Bereichen Thanatopraxie<sup>16</sup>. Nach ihren Erfahrungen könne Trauer sehr unterschiedlich ausfallen. So gäbe es beispielsweise Unterschiede, ob eine Person plötzlich verstirbt oder nach einer langen Krankheit. Aber diese Trauer kann auch sie selbst

---

<sup>16</sup> Nähere Informationen unter <https://www.bestatter.de/wissen/beerdigung-und-bestattung/thanatopraxie/>

treffen, das ist ein relevantes Thema in ihrem Beruf und es sei unbedingt notwendig, sich hier abgrenzen und schützen zu können, wobei gleichzeitig eine Empathie unerlässlich ist. Hofmann erzählt etwa von einem Suizid einer jungen Person, die eine persönliche Betroffenheit bei ihr auslöste, obwohl sie die Person gar nicht kannte. Ein Beiwohnen am Begräbnis würde hier oftmals helfen, um sich entsprechend zu verabschieden.

Hofmann berichtet auch von Erfahrungen mit dem, wie sie es nennt, *Ausleben der Trauer*. Angehörige würden sich manches Mal bei ihr für ihre Trauer und ihr Weinen entschuldigen oder aber auch für eine subjektiv empfundene Teilnahmslosigkeit. Dies verdeutlicht umso mehr, dass hier *doxastische* Erwartungen zu tragen kommen. Hofmann selbst übt hier weder Be- noch Verurteilungen aus und sieht sich lediglich als Unterstützung für Angehörige und versucht bestmöglich Hilfestellung zu leisten. Bezugnehmend auf das Thema Suizid sei es Hofmann unbedingt ein Anliegen, Suizid selbst und mentale Krankheiten zu *entstigmatisieren* und hierzu erscheine auch Mitte April ein Artikel von ihr in der Zeitschrift *bestattungskultur – das BDB Magazin*<sup>17</sup>. Die Frage nach dem Warum nimmt auch sie nach einem Suizid bei Angehörigen wahr. Sie selbst verarbeitet ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrem Beruf in ihrem *etwas anderen* Blog, wie sie ihn bezeichnet, namens *Sarggeflüster*<sup>18</sup>.

Auf die Frage, ob sie eventuell berufliche Erfahrungen mit Todesursachen gemacht hat, die in Zusammenhang mit Scham stehen könnten, geht sie erneut auf den Suizid ein. Auch hier gäbe es ein breites Spektrum einer gewissen Offen- oder Verslossenheit seitens der Angehörigen. Oftmals würden die Merkmale der Auffindungsumstände einen Suizid bereits implizieren, Angehörige würden darüber jedoch – aus Scham – schweigen. Diese Scham kenne sie auch von Todesfällen, die länger unentdeckt blieben. Angehörige würden sich hier oftmals schämen, dass sie sich nicht ausreichend um die Person gekümmert hätten. Hofmann meint hierzu, dass sowohl die Todesursache als auch die Todesumstände selbst eine Scham auslösen können. Im Kapitel 7.1. *Doing perfect family* werden nochmals einige Aspekte der Bestattung selbst anhand des Interviews mit Valerie Hofmann dargelegt.

### 6.3. Der interpretative Forschungsprozess

Die interpretative Sozialforschung ist von zwei Merkmalen geprägt: einerseits sind die „*methodologischen Überlegungen als grundlegende Entscheidungsprämissen für die Forschungsarbeit zu verstehen*“ und andererseits ist ein offener Charakter unbedingt zu betonen (Froschauer & Lueger

---

<sup>17</sup> <https://www.bestatter.de/verband/allgemeines-ueber-den-bdb/bestattungskultur-das-bdb-magazin/>

<sup>18</sup> <https://www.sarggefluester.de>

2009, 20). Der sozialwissenschaftliche Prozess kann als ein verschachtelter und zyklischer betrachtet werden, denn nur so können kritische Abstimmungen und Modifikationen, sowie ein permanentes Hinterfragen Eingang finden (Froschauer & Lueger 2009, 71f.). Dabei können nach Froschauer und Lueger folgende Zyklen unterschieden werden: *Wissenschaftszyklen*, die die Forschungsarbeiten in einen Gesamtprozess zusammenfügen, um letztendlich das Forschungssystem anzutreiben. Jede Forschungsarbeit sei somit Teil hiervon und wird als *Projektzyklus* definiert. Die *Forschungszyklen* „bilden den Kern der wissenschaftlichen Feldarbeit, indem sie den Prozess der Datenerhebung und er Analyse strukturieren“ (Froschauer & Lueger 2009, 74). Die *Analysezyklen* sollen den Interpretationsprozess strukturieren und bilden hier angepasste Einzelzyklen heraus.

#### 6.4. Exkurs zur Entstehung der Grounded Theory

In den 1960er erscheint das Werk *The Discovery of Grounded Theory* von Glaser und Strauss. Es gilt seinerzeit als Akt der Rebellion gegen veraltete Universitätssysteme und Joas und Knöbl bezeichnen es sogar als ein „*Manifest der qualitativen Sozialforschung*“ (Joas & Knöbl 2004, 215). In den letzten Jahren wurde die Grounded Theory in der qualitativ-interpretativen Sozialforschung das am weit verbreitetsten Verfahren (Strübing 2004). Es handelt sich dabei um eine konsistente Sammlung von Vorschlägen, die konzeptuell verdichtet und methodologisch begründet sind (Strübing 2004). Der Versuch den Begriff Grounded Theory ins Deutsche zu übersetzen, hat zu Unklarheiten geführt. Denn würde man es mit „*in den empirischen Daten gegründete Theorie*“ übersetzen, könnte man argumentieren, dass dies für jede sozialwissenschaftliche Theorie idealtypisch gelten sollte (Strübing 2004, 9).

Strauss selbst unterstreicht, dass es sich hierbei um eine „konzeptuell dichte Theorie (handelt) (...), die sehr viele Aspekte der untersuchten Phänomene erklärt“ (Strauss 1991, 25). Ein wichtiges Kriterium hierbei ist die Organisation des Arbeitsprozesses, die eine „*zeitliche Parallelität und wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung*“ (Strübing 2004, 11) betont. Dies verdeutlicht folgende visuelle Darstellung:

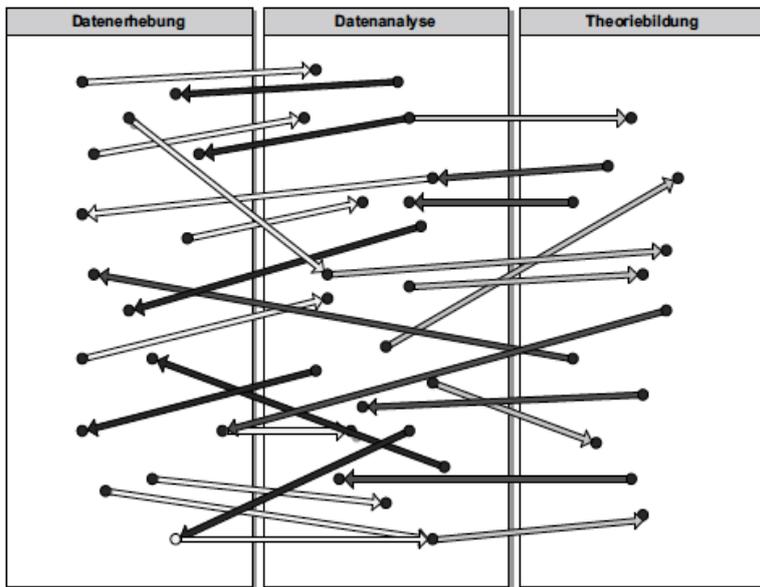


Abbildung 5: Parallelität der Arbeitsschritte im Verfahren der Grounded Theory (nach Strauss 1991, 46 zit. nach Strübing 2004, 12)

Die Forscher\*innen selbst seien folglich einerseits neutrale Beobachter\*innen, andererseits aber auch immer Entscheider\*innen und Interpret\*innen ihrer Daten und damit werden sie zu Subjekten des Forschungsprozesses selbst (Strübing 2004, 12). Glaser und Straus halten fest, dass es sich bei der Grounded Theory um eine Methode des ständigen Vergleichens des empirischen Datenmaterials handelt. Sie akzeptieren dabei sowohl qualitative als auch quantitative Daten und bezeichnen diesen Vergleichsprozess als Kodieren. Im Weiteren soll dieser andauernde Prozess des Vergleichens schon bald zu einer Kategorie führen. Demnach muss das Datenmaterial mit Codes versehen werden, die sich sukzessive aus dem Datenmaterial ergeben und ein theoretisches Konzept bilden. Strauss entwickelt diese Idee dann weiter als einen dreistufigen Kodierprozess, beginnend beim Aufbrechen der Daten, die er als *offenes* Kodieren bezeichnet. Es folgt anschließend das *axiale* Kodieren, dabei handelt es sich um ein Zusammenhangsmodell bezogen auf das untersuchte Phänomen, bei dem ein oder zwei theoretische Konzepte relevant erscheinen. Die dritte Stufe ist das *selektive* Kodieren, wobei hier die bisherigen Konzepte inkludiert und ein großer Teil des Datenmaterials rekodiert werden, um letztlich eine theoretische Schließung zu bewirken (Strübing 2014, 14ff).

Ein weiteres zentrales Merkmal der Grounded Theory als zyklischer Forschungsprozess ist das *Theoretische Sampling*. Es kann hier nicht von vorneherein ein analytischer Plan vorgelegt werden und folglich definieren es Glaser und Strauss wie folgt: „*Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozeß [!] der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind*“ (Glaser & Strauss 1998, 53). Die weiteren

Auswahlentscheidungen werden immer im Zusammenhang mit den theoretischen Konzepten der analysierten Falldaten entschieden, die sich im Prozess des ständigen Vergleichens eröffnen. Dies kann bedeuten, neues Material zu erheben oder aber auch vorhandenes unter neuen oder anderen Gesichtspunkten zu betrachten (Strübing 2004).

Die *Theoretische Sättigung* liefert Aufschluss darüber, wann das *Theoretical Sampling* beendet ist. Sie ist dann erreicht, wenn sich Konzepte oder Kategorien im Material wiederholen. Es geht bei der Grounded Theory nicht um den Anspruch, einen vollständigen Nachweis aller Fälle zu liefern, sondern vielmehr um eine „*umfassende und hinreichend detaillierte Entwicklung der Eigenschaften von theoretischen Konzepten und Kategorien*“ (Strübing 2004, 32), die Strübing als *konzeptuelle Repräsentativität* bezeichnet. Es handelt sich dabei jedoch nicht um eine Entscheidung, die objektiv in den Daten ergründet ist, sondern handelt sich immer um eine Auslegungssache. Somit ist dies immer eine riskante Entscheidung der\*des Forscher\*in/s und folglich einen erhöhten Legitimationsnachweis erfordert. Froschauer und Lueger sprechen im Zusammenhang mit Qualitätssicherung, dass im Prinzip „*mit der ersten intensiven Analyse bereits alle zentralen Elemente im Kern erfasst*“ sein sollten (Froschauer & Lueger 2009, 221).

Um diesen Prozess der Legitimation zu unterstützen, ist das Verfassen *Theoretischer Memos* immanent und unerlässlich. Das Schreiben erweist sich damit sowohl als Denk-, als auch als Legitimationswerkzeug. Glaser und Strauss (1998) plädieren bereits bei Beginn der Datenanalyse mit dem Verfassen derartiger Memos zu beginnen und dies möglichst in zusammenhängenden Texten. So werden etwaige Entscheidungsprozesse im Verlauf der Forschung dokumentiert und können zu einem späteren Zeitpunkt nachvollzogen werden. Auch das Festhalten etwaiger vager Ideen kann sich im weiteren Verlauf als nützlich erweisen. Damit wird das Schreiben ein elementarer Bestandteil zur weiteren Theoriebildung und wie praktisch orientiert hier die Theoriebildung als Prozess ist (Strübing 2004).

Die Idee der Grounded Theory nach Glaser und Strauss ist das „*aus dem Verstehen erklären können, warum ein sozialer Prozess so verlaufen ist, wie er verlaufen ist (und) warum eine Beziehungskonstellation so beschaffen ist, wie sie beschaffen ist, etc.*“ (Strübing 2004, 51). Forscher\*innen erzeugen durch einen aktiven und kreativen Prozess folglich die Konzepte und Kategorien, die letztlich eine Theorie entstehen lassen. Und nun schließt sich die Frage nach der Relevanz von Vorwissen an. Glaser und Strauss meinen hierzu: „*Es ist eine wirksame und sinnvolle Strategie, die Literatur über Theorie und Tatbestände des untersuchten Feldes zunächst buchstäblich zu ignorieren, um sicherzustellen, daß [!] das Hervortreten von Kategorien nicht durch eher anderen*

*Fragen angemessene Konzepte kontaminiert wird“* (Glaser & Strauss 1998, 47). Während Glaser später diese Position vertritt, betont Strauss explizit die Vorteile von Vorwissen (Strübing 2004, 58f.).

Strauss (1991) fasst unter Vorwissen sowohl alltägliches als auch wissenschaftliches Wissen und somit bilden Alltags- und Wissenschaftstheorien keinen Dualismus, sondern stellen zwei Pole eines Kontinuums des Theoretisierens dar (Strauss 1991 zit. nach Strübing 2004, 60). Er schreibt gemeinsam mit Corbin zum Theoriebegriff der Grounded Theory folgendes: *„Theorie besteht aus plausiblen Beziehungen, die zwischen Konzepten und Reihen von Konzepten vorgeschlagen werden. (Wenngleich nur plausibel können sie doch durch fortgesetzte Forschung stabilisiert werden.) Ohne Konzepte kann es keine Aussage geben und damit kein kumulatives wissenschaftliches (systematisch-theoretisches) Wissen, das auf diesen plausiblen, aber der Überprüfung zugänglichen Aussagen beruht“* (Strauss & Corbin 1994, 278). Sie legen damit einen pragmatischen Theoriebegriff zugrunde, der sich *„durch Prozessualität und Perspektivität auszeichnet“* (Strübing 2014, 63).

Ein elementarer Bestandteil qualitativer (sowie quantitativer) Sozialforschung ist die Qualitätssicherung anhand von Gütekriterien, die der Prüfung der Qualität von Forschungsergebnissen dienen (Strübing 2004, 79). Auch hier bildet die klassische Trias der Gütekriterien – Reliabilität, Repräsentativität und Validität – ihren Ausgangspunkt. In diesem Zusammenhang argumentiert Lamnek hierzu, dass diese Gütekriterien ein *„etabliertes Modell für Kriterien zur Überprüfung der Realitätshaltigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung darstellen“* (Lamnek 1988, 144; Strübing 2004, 81). Es muss einem jedoch bewusst sein, dass in der qualitativen Sozialforschung eine Wiederholbarkeit der Studie mit gleichen Ergebnissen nicht möglich ist. Jedoch ist das immanente Verschriftlichen des Forschungsprozesses im Zuge der Grounded Theory durchaus ein Überprüfungsfaktor, sowie die Funktion des zyklischen Prozesses an sich, der notwendig zur späteren Theoriebildung ist (Strübing 2004, 82).

Eine gute Grounded Theory zeichnet sich demnach aus durch *„die Erarbeitung einer Theorie, die soziale Prozesse erklären und insofern mit Einschränkungen [...] auch vorhersagen kann“* (Strübing 2004, 82), damit eine gegenstandsbezogene Theorie entsteht. Solange eine Balance zwischen Regelmäßigkeit einerseits und kreativer Eigenleistung der Forscher\*innen andererseits gegeben ist, kann eine hohe Qualität ebenfalls sichergestellt werden (Strübing 2014, 84). Wie zuvor beschrieben dienen zur Qualitätssicherung ebenfalls ein Theoretisches Sampling und auch die theoretisch-analytischen Memos. Als weiteres Mittel zur Kontrolle kann ebenfalls ein Diskurs der Ergebnisse mit nicht involvierten Kolleg\*innen helfen oder aber auch das Forschen in Teams (Strübing 2014, 88). Das Offenlegen aller relevanter Informationen zum Forschungsprozess, die einen Entscheidungsprozess nachvollziehbar machen, ist folglich unerlässlich.

#### 6.4.1. Grounded Theory nach Kathy Charmaz

Kathy Charmaz (2014) hat in ihrem Werk *Constructing Grounded Theory* die Grounded Theory konstruktivistisch ausgebaut. In ihrer Weiterentwicklung greift sie damit den Sozialkonstruktivismus auf und betont damit, die Rolle der Forschenden explizit zu berücksichtigen. Sie hebt ebenfalls die Wichtigkeit der Reflexivität während des Forschungsprozesses hervor. Anders als bei Glaser und Strauss, die sich auf keine Methoden festlegen, streicht Charmaz die Bedeutung der Durchführung qualitativer Interviews heraus (Charmaz 2014 zit. nach Strübing 2004, 98ff).

In der Datenanalyse greift sie ebenfalls die Grundidee der Kodierungen auf und nennt das offene Kodieren *initial coding* (Charmaz 2014). Dabei stellt sie einen offenen Zugang zum Datenmaterial in den Vordergrund. Sie fasst *initial coding* als Prozess der Definition, worum es in den Daten geht und hier seien bereits konstant Memos darüber zu verfassen, da diese Codes zur Entwicklung der späteren Theorie beitragen. Wichtig dabei ist, dass Forscher\*innen diese Codes konstruieren, in denen sich durch die Sprache Ansichten und Werte spiegeln, mit den Daten interagieren und somit würden sie entscheiden, was relevant ist. Nichtsdestotrotz sollte das *initial coding* immer nahe an den Daten bleiben und Codes generiert werden, die eine Handlung repräsentieren, sei es Zeile für Zeile oder Sequenz für Sequenz. Denn nur so würden Richtungen herausgebildet, ein Phänomen tatsächlich studiert und letztlich auch erläutert (Charmaz 2014, 111ff).

Das zweite Kodierverfahren nennt Charmaz (2014), *focussed coding* und hierunter versteht sie Konzepte, die nach dem *initial coding* als relevant erscheinen. Größere Datenmengen sollen demnach durchgängig (über Wort-für-Wort und Zeile-für-Zeile) kodiert und systematisch verglichen werden, woraus wiederum Sets von Kodierfamilien entstehen. Somit beschreibt *focused coding* einen Entscheidungsprozess hinsichtlich Relevanz im weiteren Forschungsprozess. Auch hier werden analytische Memos verfasst, um die Qualitätssicherung innerhalb der Forschung zu gewährleisten. Es ist jedoch kein linearer Prozess, denn auch hier wird das Datenmaterial stetig zyklisch überarbeitet, bis sich letztlich ein sogenanntes Aha-Moment einstellt. In Bezug auf theoretische Kategorien, die es zu entwickeln gilt, ist es hilfreich, Fragen an diese Codes zu stellen. Nur so bildet sich eine gewisse Sensibilität heraus, die das Datenmaterial bzw. die Codes in eine theoretische Rahmung bringen (Charmaz 2014, 138ff, Strübing 2004, 99ff).

Unter *theoretical coding* fasst Charmaz (2014, 150) einen unterstützenden Prozess, der mittels *focused codes* die Daten in eine Theorie bzw. in eine analytische Richtung bringen soll. „*Theoretical sensitivity is the ability to understand and define phenomena in abstract terms and to demonstrate abstract relationships between studied phenomena*“ (Charmaz 2014, S. 161).

In der vorliegenden Masterarbeit wurde mittels konstruktivistischer Grounded Theory nach Kathy Charmaz (2014) ausgewertet. Die *initial codes* wurden im Wesentlichen Zeile für Zeile vergeben, so konnte auch eine Vermeidung sichergestellt werden, dass möglicherweise eigene Emotionen einfließen, was bei einer kürzeren Sequenz eine Gefahr wäre. Um eine konstante Verdichtung herzustellen, wurden sie mehrmals überarbeitet und dieser intensive Prozess ebnete bereits das spätere *focused coding* und Definieren von Keywords. Im Anschluss konnte damit das gesamte Material überprüft werden. Die folgende Darstellung visualisiert diesen Forschungsprozess nach Charmaz (2014):

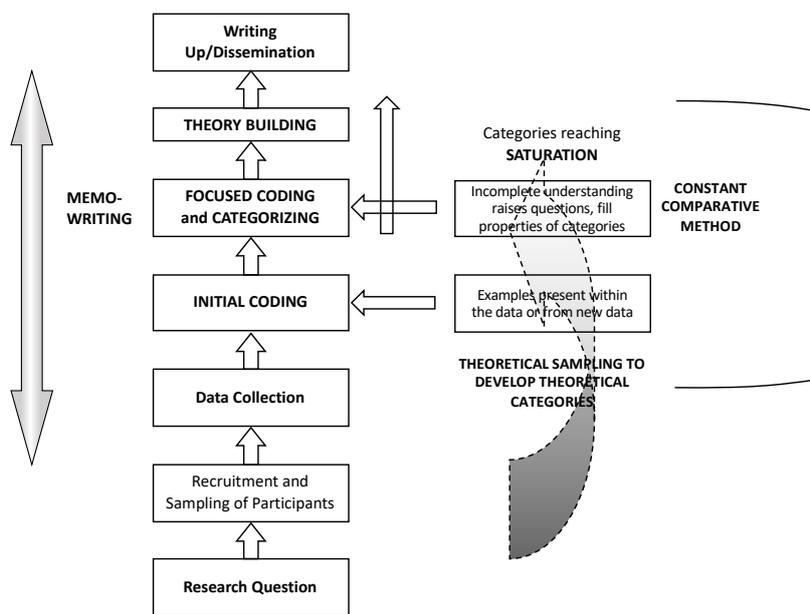


Abbildung 6: Prozess Grounded Theory nach Charmaz (2014) – eigene Darstellung

Die Forschungsfrage („Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?“) impliziert bereits, dass es hier einerseits um soziale Praxen geht und andererseits, wie diese konstruiert werden. Als Datenmaterial dienten die Transkripte der jeweiligen Gespräche/Interviews, Tagebucheinträge, Briefe und diverse Memos, die zuvor vorgestellt wurden. Im nächsten Kapitel werden nun, anhand einiger Analysebeispiele, die Fortschritte in diesem Forschungsprozess exemplarisch näher vorgestellt.

## 6.5. Analysebeispiele

In Bezug auf die Forschung im Zuge der vorliegenden Masterarbeit werde ich nun anhand folgender Beispiele die zuvor genannten Prozesse, unterteilt in Tagebucheintrag, Brief und Interview, veranschaulichen.

### 6.5.1. Tagebucheintrag

Es wurden insgesamt zehn Tagebucheinträge ausgewählt, welche von mir im Jahr 1988 verfasst wurden. Der erste war der Tagebucheintrag am Todestag meines Bruders, danach wurden die ersten fünf Tage, sowie drei Einträge circa einen Monat und ein Eintrag drei Monate danach ausgewählt. Hier wurde zunächst die Interpretation Zeile für Zeile vorgenommen. Um eventuelle Zusammenhänge nochmals gesamtheitlich sinnhaft in Verbindung zu bringen, wurde außerdem Satz für Satz eine Analyse vorgenommen. Die Codierung erfolgte in einem tabellarischen Format, welches bei allen weiteren Datenmaterialien fortgeführt wurde.

Beim folgenden Tagebucheintrag handelt es sich um den 8. April 1988, den Todestag meines Bruders. Das Tagebuch selbst ist ein Jahresterminkalender, bei dem jeder Tag eine einzelne vorgedruckte Seite hat:

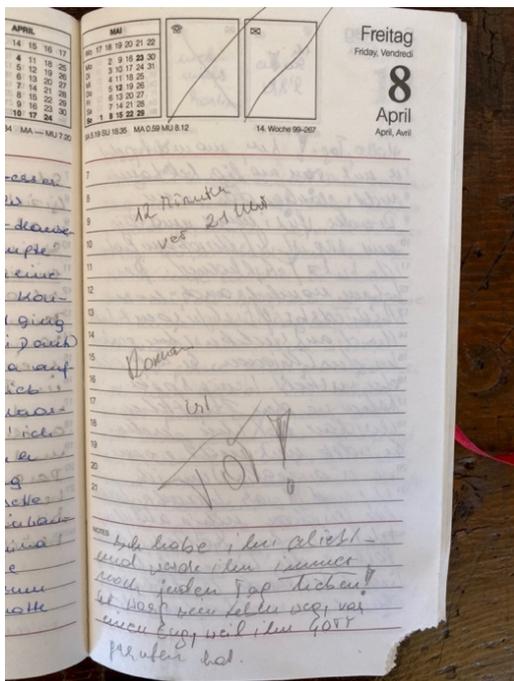


Abbildung 7: Tagebucheintrag Andrea Zitter 8. April 1988

Im Vergleich zu den anderen Einträgen, die in diesem Jahr mit Kugelschreiber verfasst wurden, ist dieser Eintrag mit Bleistift geschrieben. Auch das Schriftbild selbst weicht von den anderen Tagen ab. Für die Auswertung wurden die Zeilen analog dem originalen Eintrag in folgende Tabelle übertragen. Es wurden zunächst – Zeile für Zeile – erste Interpretationsgedanken für ein späteres Erstellen eines Memos verfasst, sowie *initial* und *focused codes* vergeben. Anschließend wurde nochmals der gesamte Satz betrachtet, sowie Interpretation und Codes vergeben. Diese Entscheidung wurde getroffen, um nahe am Material selbst zu bleiben und die gesamte Aussage sinnhaft und relevant erschien.

Seite/Zeile	Aussage	Interpretation	Initial Code	Focused Code
Freitag, 8. April 1988				
TBE1/Z1	12 Minuten vor 21 Uhr	Es wird eine exakte Uhrzeit genannt Diese Uhrzeit ist wichtig Sogar die exakte Minute wird genannt, denn es wird nicht gesagt, dass es ca. 21 Uhr ist Ein Moment will festgehalten werden, indem man die genaue Uhrzeit nennt Es ist unklar, ob es die Uhrzeit ist, an dem der Tagebucheintrag (TBE) geschrieben wird, oder ob zu diesem Zeitpunkt etwas geschehen ist	Einen genauen Zeitpunkt nennen	Festhalten des Moments
TBE1/Z2	Roman ist TOT!	Eine Person ist gestorben Das Wort „tot“ wird in Großbuchstaben geschrieben Es ist ein Schock! Eventuell war es nicht absehbar, dass die Person sterben wird (zB eine schwere Krankheit, hohes Alter etc.) Es wird der Name des Verstorbenen genannt Die Tatsache, dass Roman gestorben ist, wird niedergeschrieben und mit einem Rufzeichen beendet Es ist also gesagt, es wurde festgehalten	Aussprechen, dass Roman TOT ist	Schock
TBE1/Z3	Ich habe ihn geliebt -	In der Vergangenheitsform wurde jemand geliebt Es ist unklar, ob die Person „ihn“ immer noch liebt Warum sofort die Vergangenheitsform? Es ist von Relevanz zu erwähnen, dass die Person geliebt wurde Ein liebevolles Verhältnis bestand Eine Vertrautheit Liebe ist eines der stärksten Gefühle Was wird nicht gesagt? Ich mochte ihn zB Es wird explizit von Liebe gesprochen	Innige Gefühle äußern	Gefühle zum Verstorbenen In guter Erinnerung behalten
TBE1/Z4	und werde ihn <u>immer</u>	Wie könnte der Satz weitergehen? zB „in guter Erinnerung behalten“ oder auch „lieben“ Es wird eine Unendlichkeit ausgesprochen („immer“) Was wird nicht gesagt? Die Verfasserin spricht das Wort „ich“, also „Und ich werde ihn immer“ wird nicht sagt Eventuell ist die Person aufgebracht und kann nicht von sich sprechen, sondern formuliert es abstrakter	Unendlichkeit formulieren	In guter Erinnerung behalten

Seite/Zeile	Aussage	Interpretation	Initial Code	Focused Code
TBE1/Z5	noch jeden Tag lieben!	<p>„noch“ – wie passt dieses Wort hier? Eine Person wird immer noch jeden Tag geliebt Wieso hier die Ergänzung „jeden Tag“? Erneut wird hier eine Unendlichkeit formuliert, denn es wird jeden Tag so sein. Und auch hier betont das Rufzeichen dieses starke Gefühl Die Endlichkeit wird nicht akzeptiert und deshalb könnten möglicherweise Unendlichkeiten formuliert werden Das Ideal der Liebe, die niemals endet. Selbst dann nicht, wenn man stirbt. Seelen bleiben „für immer“ verbunden</p> <p>Anmerkung: Körper und Seele werden oftmals nach Versterben von Roman getrennt, etwas lebt weiter → dem Tod einen Sinn geben Auch die IP Sabina sprach dann von „mit ihr am Grab reden“ etc.</p>	Unendlichkeit formulieren	Gefühle zum Verstorbenen In guter Erinnerung behalten
	<b>Wiederholung des Satzes:</b> Ich habe ihn geliebt - und werde ihn <u>immer</u> noch jeden Tag lieben!	<p>Es ist der Verfasserin wichtig zu erwähnen, dass sie den Suizidenten geliebt hat und ihn immer und (das Wort immer wird unterstrichen) noch jeden Tag lieben wird! Das wird als in der Zukunft immer so sein und diese wird als unendliches Szenario formuliert Es könnte aber auch heißen, dass es immer noch so sein wird, obwohl er sein Leben beendet hat. Das kommt nicht klar hervor</p>	Über die Beziehung zum Verstorbenen etwas Gutes sagen bis in die Unendlichkeit	Gefühle zum Verstorbenen In guter Erinnerung behalten
TBE1/Z6	Er warf sein Leben weg, vor	<p>Er hat sein Leben weggeworfen Er hat die Entscheidung getroffen, sein Leben wegzuerwerfen Es wird nicht gesagt, dass er nicht mehr leben wollte Was könnte nach „vor“ kommen? zB vor allem und dann eine Ergänzung zum Gesagten, wie etwa „Er warf sein Leben weg, vor allen anderen, kam er zuerst. Oder vor und dann ein Zeitpunkt: vor kurzem war er noch so fröhlich. <b>Anmerkung:</b> Damit hat das "ich" - die Verfasserin - nichts zu tun, denn sie liebt ihn ja immer und jeden Tag und das war auch in der Vergangenheit so</p>	<p>Er warf sein Leben weg <b>in vivo code</b></p> <p><b>Anmerkung:</b> hier wird der Suizid erstmals (dem Tagebuch) kommuniziert</p>	Kommunikation des Suizids

Seite/Zeile	Aussage	Interpretation	Initial Code	Focused Code
TBE1/Z7	einen Zug, weil ihn GOTT	Vor einen Zug – hier wird die Todesursache des Suizids genannt Aber es gibt dazu eine Begründung, weil ihn GOTT und Gott wird hier wieder in Großbuchstaben geschrieben. Gott hat vor Etwas eine große Verantwortung, oder Rolle Gott als abstraktes Konstrukt hat hier Verantwortung über das Leben und den Suizid Hier wird der Suizid nicht als Sünde verstanden, denn Gott war es, der etwas damit zu tun hat, dass er sein Leben beendet	Gott die Verantwortung für den Suizid geben	Schuld
TBE1/Z8	gerufen hat.	GOTT hat Roman gerufen	Gott die Verantwortung für den Suizid geben	Schuld
	<b>Wiederholung des Satzes:</b> Er warf sein Leben weg, weil ihn GOTT gerufen hat.	Diese Aussage wird nicht hinterfragt (Anmerkung: sie wird aus dem Abschiedsbrief übernommen) Gott als abstrakte Gestalt, die die Macht hat, jemanden zu rufen und damit ist „das Leben beenden“ gemeint, woraufhin sich Roman das Leben nimmt, sein Leben wegwirft, vor einen Zug. Dieser Gott hat die Macht über das eigene Leben von Roman und er gehorcht dieser Stimme Ich als Schwester und Tagebuch-Verfasserin gebe das in meinem Eintrag so wieder. Ich vertraue darauf, dass es so war, wie es Roman in seinem Abschiedsbrief geschrieben hat Ich bin nicht in der Position zu hinterfragen, ob das tatsächlich so war Es wird als Tatsache formuliert, dass Gott ihn gerufen hat. Es wird nicht gesagt, dass Roman beispielsweise geglaubt hat, dass ihn Gott ruft. Roman hat zwar sein Leben weggeworfen, dafür trägt er die Verantwortung, dass er sich vor einen Zug warf, aber er trägt keine Schuld, ist also unschuldig. Denn die Schuld trägt Gott allein, denn er hat ihn ja gerufen. Roman hatte jedoch keine Wahl, er konnte nicht sagen, nein ich will nicht mein Leben wegwerfen und will weiterleben Er musste auf Gott hören	Den Sinn des Suizides suchen	Resilienz bilden

Seite/Zeile	Aussage	Interpretation	Initial Code	Focused Code
		<p>So wurde eine Resilienz gebildet, in dem der Verstorbene nicht die Schuld am eigenen Suizid trägt</p> <p>Es wird brutal formuliert, denn Roman warf nicht nur sein Leben weg, sondern sich selbst auch vor einen Zug – dieser Ausdruck, diese Sprache zeigt, welch großer Schock diese Nachricht ist. Dazu noch die zitterige Schrift und das Wort TOT wird größer als alle anderen Worte geschrieben, es steht nun über allem anderen</p>		

Abbildung 8: Auswertung TBE 8.4.1988

### 6.5.2. Brief

Einen Tag nach dem Suizid meines Bruders begann ich, ihm regelmäßig Briefe zu schreiben. Der Brief vom 9. April 1988, welcher selbst drei Seiten lang war, wurde für diese Masterarbeit ebenfalls herangezogen. Im Gegensatz zu allen anderen Briefen, die im Lauf der Jahre mit Kugelschreiber verfasst wurden, wurde dieser erneut mit Bleistift geschrieben. Auch hier wurden die Daten – analog zu den anderen Datenmaterialien – Zeile für Zeile in eine Tabelle übertragen, erste Gedankengänge/Interpretationen hierüber festgehalten, sowie *initial* und *focused codes* vergeben.

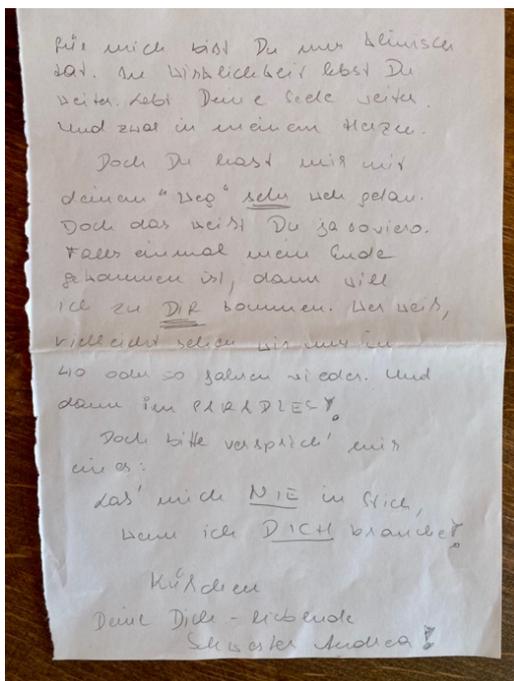


Abbildung 9: Brief1/S3 9.04.1988

Seite/Zeile	Aussage	Interpretation	Initial Code	Focused Code
B1/Z39	für mich bist Du nur klinisch	Für die Verfasserin ist jemand nur klinisch Was kann klinisch an dieser Stelle bedeuten? Eine Trennung von Körper und Geist? Etwas klinisches wirkt steril und in einer Klinik stattfindend Aber die andere Person ist „nur“ klinisch	Eine Erklärung finden	Parallelwelt
B1/Z40	tot. In Wirklichkeit lebst Du	Die Person ist nur klinisch tot. Was bedeutet das? Klinischer Tod ist ein Begriff der Medizin, wo es zu einem Kreislaufstillstand kommt. Rein theoretisch gibt es hier- sofern rechtzeitig eingeleitet – Wiederbelebungsmaßnahmen Mit der Aussage „in Wirklichkeit lebst du“ wird eine Parallelwelt eröffnet. Es ist paradox – denn die Person ist tot, aber in Wirklichkeit lebt sie? Wo sollte das sein? Wie wäre das möglich? War der Tod nur vorgetäuscht? Oder wird der Tod hier verleugnet? Nein, denn es wird von einem klinischen Tod gesprochen.	Parallelwelt schaffen	Parallelwelt
B1/Z41	weiter. Lebt Deine Seele weiter	Die Person lebt weiter. Und gleich im Anschluss folgt der Satz „Lebt Deine Seele weiter“ – es kommt hier also zu einer Trennung Körper (der klinisch tot ist) und Seele (die weiterlebt) Es wird eine Parallelwelt eröffnet, in der der Verstorbene – seine Seele – auch weiterleben kann Es kann so gesehen werden, dass der Tod verleugnet wird, aber auch als Strategie mit dem Tod (an sich?) klarzukommen Die Person glaubt hier daran, dass es eine Seele gibt. Es ist eine gläubige Person, Religion hat hier eine Relevanz	Trost im Glauben finden	Glaube/Religion
B1/Z42	und zwar in meinem Herzen	Die Seele des Verstorbenen lebt im Herzen der Verfasserin des Briefes weiter. Es wird nicht gesagt, dass sie ihn nie vergessen wird oder sich immer an ihn erinnern wird, sondern dass er weiterlebt. Es wurde eine Möglichkeit, wie die verstorbene Person weiterleben kann. Nämlich im Herzen der Verfasserin. Und zwar im Herzen, das ist ein Ausdruck von Innigkeit und Nähe. Es wird nicht gesagt in meiner Erinnerung oder in meinen Gedanken, sondern die Person lebt im Herzen weiter.	Parallelwelt schaffen	Glaube

Abbildung 10: Auswertung Brief 1 9.04.1988

Im Anschluss daran wurden erneut *Theoretische Memos* verfasst und hierbei waren die *initial* und *focused codes* hilfreich, da bereits die ersten Annahmen entstanden. Im folgenden Prozess konnten diese und das daraus entstandene Wissen in das gesamte weitere Datenmaterial einfließen.

### 6.5.3. Gespräch/Interview

Als Beispiel der Codierungen der Gespräche/Interviews wird nun der unmittelbare Beginn der Antwort auf die eingangs gebetene Erzählaufforderung „*Ich möchte nicht sofort mit dem Thema Suizid beginnen zu sprechen, sondern dass Du mir einfach ein bisschen was über deine Schwester erzählst*“ des ersten Interviews ausgewählt. Die Vorgehensweise war hier Zeile für Zeile. In der Spalte „Interpretation“ wurde deskriptiv nochmals festgehalten, welche Aussage hier getätigt wurde einerseits und andererseits auch mögliche Fragen an das Gesagte oder Nicht-Gesagte gestellt. Diese ersten Gedanken dienten später auch als Grundlage zum Verfassen diverserer Einträge im Memo-Stream. Als *initial code* wurde versucht, eine Handlung der Interviewpartnerin, respektive welche Handlung hier in den Daten begründet ist, zu erfassen. In diesem Beispiel war der erste Gedanke zunächst „schwierige Situation“ und wurde im Zuge des *initial codings* auf die Handlung selbst, nämlich „eine schwierige Situation erklären“ ergänzt.

Seite/Zeile	Interviewzeile	Interpretation	Initial Code	Focused Code
S1/Z7	Ok. Ähm. Ja, das is eig- generell a bissi schwieriger vielleicht.	Es ist generell schwierig Es kommen jedoch Worte wie "bissi" und "vielleicht" hinzu - eine Art Abschwächung des Gesagten Das nun Folgende fällt nicht leicht zu sagen, es könnte eine Abweichung sein von gewissen Normvorstellungen Ok ist die Bestätigung, dass die Frage richtig verstanden wurde Danach folgt jedoch ein Stottern. "Ähm". Es wird eben keine Pause gemacht, sondern es ist ein Verlegenheitsfüllwort. Die Information, die nun folgen wird, ist womöglich unangenehm. Das Wort "eigentlich" wird nicht zur Gänze ausgesprochen und es folgt anstatt "generell" - hier könnte man einen allgemeinen, eben generellen, Zustand beschreiben, der schwierigER ist. Hier findet also ein Vergleich statt. Wozu ist noch nicht klar, ob es zu Normvorstellungen ist, beispielsweise.	Eine schwierige Situation erklären	„Schwierige“ Geschwister- /Familienbeziehung Abweichen zu idealtypischen Normvorstellungen

Abbildung 11: Auswertung Interview 1 S1/Z7

Als zweites Beispiel folgt nun eine für die Bildung von Resilienzen mögliche relevante Stelle. Hier wird beispielsweise deutlich, dass mehrere *initial codes* vergeben wurden. Das hatte den Hintergrund, dass

das Material einerseits mehrmals überarbeitet wurde, andererseits gab es hier mehrere Möglichkeiten die Daten zu interpretieren und im ersten Schritt konnten noch keine finalen Entscheidungen hierüber getroffen werden. Diese Entscheidungen, die Forscher\*innen treffen, welche codes tatsächlich relevant sind, werden im Zuge des zyklischen Forschungsprozesses an späterer Stelle getroffen.

Seite/Zeile	Interviewzeile	Interpretation	Initial Code	Focused Code
S8/Z263	frag mi net, bitte frag mi net, bitte frag mi (SN beginnt leicht zu lachen)	<p>Frag mich nicht. Das Gegenüber wird quasi gebeten, NICHT zu fragen. Also etwas nicht zu tun. Es wird dreimal gesagt, das heißt es ist der IP sehr wichtig hier NICHT gefragt zu werden und bittet darum Hier könnte sich zeigen, dass es etwas ist, worüber die IP eventuell nicht sprechen möchte Und es wird dreimal wiederholt, um Ausdruck zu verleihen, wie wichtig es ist, nicht darüber zu sprechen Oder zu einer gewissen Thematik nicht in die Tiefe zu gehen Das anschließende leichte Lachen kann eventuell eine Unsicherheit bedeuten?</p> <p><i>Der Beginn der Resilienz</i></p>	<p>Unbehagen empfinden Angst vor Ausgrenzung haben Sich schämen (Frag mich bitte nicht) Darüber nicht sprechen wollen</p>	<p>Unbehagen Scham Stigma</p>

Abbildung 12: Auswertung Interview 1 S8/Z263

Als drittes Beispiel ist nun eine Stelle ausgewählt, die in der ersten Interpretation, im ersten Gedankenschritt eine sehr dichte Stelle war. Hier kam erstmals das Thema Wut zur Sprache und sollte eines der späteren relevanten Aspekte werden. Einer davon ist die Perspektive der Trauernormen und dies wurde immer wieder genauer im gesamten Datenmaterial gesucht.

Seite/Zeile	Interviewzeile	Interpretation	Initial Code	Focused Code
S8/Z283	Kopf ab? Oder so. Mh (..) Und a Wut. Also war sehr viel Wut dabei, a warum	<p>Die IP fragt sich, was gerade in ihrem Kopf abgeht. Sie weiß eventuell ihre eigenen Gedanken nicht einzuordnen. Vom Suizid der eigenen Schwester zu erfahren, löst eventuell Gedanken aus, die im Vergleich zu einer anderen Todesursache irritierend sind. Möglicherweise negative Gedanken dem*r Verstorbenen gegenüber sind unüblich bei anderen Todesursachen und üblich eventuell bei Suizid. Die Vorwürfe gehen hier nicht nur sich selbst gegenüber, sondern auch der Suizidentin. Die IP spricht auch selbst von Wut. Wut der Person gegenüber, die</p>	<p>Trauernormen spüren Mit Wut umgehen (Es war sehr viel Wut dabei) Fragen stellen (Das „Warum“?!)</p>	<p>Trauer Trauerphasen Wut Scham Trauernormen</p>

		<p>den Tod gewählt hat. Es gibt möglicherweise Phasen, in denen die Wut größer ist als die Trauer und das kann die IP nicht einordnen, denn sie hat eventuell das Gefühl, dass sie das nicht darf aufgrund etwaiger Trauernormen. Und es war eben nicht nur Wut, sondern sehr viel Wut. Es ist der IP möglicherweise wichtig zu sagen, dass hier viel Wut ihrerseits vorhanden war. Wem gegenüber sich diese Wut richtig, ist noch nicht klar. Der Verstorbenen gegenüber oder der Familie? Dem Partner der Verstorbenen? Ist diese Wut überhaupt einzuordnen oder zu lokalisieren oder ist die Wut gegen sich und alle anderen gleichermaßen? Und sie will aber einen Aspekt der Wut genauer hervorbringen. denn auch warum und hier stellt sie offenbar eine Frage, die mit warum beginnt. Warum ist es passiert, warum habe ich nicht oder warum hat die Schwester nicht, hier können nun Menschen eingesetzt werden, die dieses Warum betrifft. Aber es steht in einem Zusammenhang vermutlich mit der vielen Wut. Und das kann möglicherweise gegen die Verstorbene gerichtet sein. Und das löst auch wieder gleichzeitig möglicherweise eine Art Scham aus, denn über verstorbene Personen "darf man" nichts Schlechtes sagen.</p>		
--	--	--	--	--

Abbildung 13: Auswertung Interview 1 S8/Z283

## 6.6. (Vergleichende) Fallauswahl

Die Gesprächspartnerin, die den anonymisierten Namen *Sabina* erhielt, ist im Zuge ihres Studiums nach Wien gezogen und befand sich zum Zeitpunkt des ersten Interviews in ihrem Masterstudium<sup>19</sup> an der Universität Wien. Wie sich im Zuge des ersten Gesprächs zeigte, handelt es sich bei der Suizidentin um ihre um vierzehn Jahre ältere *Halbschwester* Lea<sup>20</sup>. Da in den Interviews Sabina Lea selbst häufiger als ihre Schwester bezeichnet, wird dies so übernommen. Sie und ihre Schwester haben einen gemeinsamen Vater, wuchsen jedoch in getrennten Haushalten in Salzburg<sup>21</sup> auf, da Lea bei ihrer

<sup>19</sup> Die Studienrichtung wird aus Anonymisierungsgründen nicht genannt.

<sup>20</sup> Das ist der anonymisierte Name.

<sup>21</sup> Dieses Bundesland ist anonymisiert.

Mutter lebte. Zum Zeitpunkt des Todes ist die Gesprächspartnerin Sabina Anfang Zwanzig und die Verstorbene Mitte Dreißig. Sabina ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews Mitte Zwanzig und das zweite Interview findet zehn Monate nach den ersten statt.

Es stellte sich während der Interviews heraus, dass hier nicht nur die Geschwisterbeziehung selbst, sondern das erweiterte Familiensetting relevant ist. Es konnte demnach nicht nur die Beziehung der beiden Schwestern im Forschungsprozess herangezogen werden, sondern ebenfalls die zum Bruder, der biologisch gesehen, ebenfalls ihr *Halbbruder* ist, jedoch mit Sabina im gemeinsamen Haushalt aufgewachsen ist. Seine biologische Mutter ist verstorben, als er noch ein Kleinkind war. Aufgrund der Tatsache, dass es hier einen Vater gab, der das verbindende biologische Glied der drei Geschwister ist, wurde das Familiensetting seitens Sabina oftmals als schwierig bezeichnet. Es konnten demnach Vergleiche zu der eigenen Fallgeschichte hinsichtlich des Familiensettings gezogen werden, die im Kapitel 7 *Ergebnisse* nochmals dargestellt werden.

Kathy Charmaz (2014) spricht im Zusammenhang mit *Theoretical Sampling* von neuen Wegen, die im Zuge der Forschung eingeschlagen werden können, insofern sich zwar vage Vermutungen ergeben, jedoch noch keine vollständigen Ideen (Charmaz 2014, 192). Durch die Hinzunahme der Fallgeschichte von Sabina konnten diese ursprünglichen Annahmen gewinnbringend zur Entwicklung einer möglichen Theorie im Zusammenhang mit der Forschungsfrage „*Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?*“ beitragen. Nach Charmaz bedeutet *Theoretical Sampling*, „*seeking pertinent data to develop your emerging theory. The main purpose of theoretical sampling is to elaborate and refine the categories constituting your theory*“ (Charmaz 2014, 192). Es wurden mit Sabina insgesamt zwei Gespräche zu jeweils drei Stunden geführt und durch die Ausarbeitung mittels Grounded Theory nach Charmaz und Verfassen eines Memo-Streams, kann die Auswahl einer weiteren Fallgeschichte begründet werden, wie im nächsten Kapitel 6.7. *Qualitätssicherung* nun näher dargestellt wird.

## 6.7. Qualitätssicherung

Im Zuge des Forschungsprozesses wurden mehrere Arten von Memos zunächst einzeln erfasst (nach jeweiligen Gesprächen, Codierungen, Entscheidungen etc.). Aufgrund besserer Praktikabilität wurden diese zu einem späteren Zeitpunkt der Forschung in ein gemeinsames Dokument zusammengefasst und als Memo-Stream gespeichert, welcher zuletzt etwa siebzig Seiten umfasste. Hier konnten die jeweiligen Erkenntnisse revolvierend betrachtet und technisch auch nach gewissen Stichworten (keywords) gesucht werden. Im Zuge der Masterarbeit habe ich mit den Microsoft Produkten Excel und Word für die Auswertung gearbeitet und die Analysen zusätzlich immer wieder auch papierhaft

visualisiert. Mit dieser Vorgehensweise war ich sehr zufrieden und entschied mich daher gegen eine Analyse mittels Software wie etwa MaxQDA. Indirekt unterstützte mich Strübing mittels folgender Aussage: „*Nicht die Software analysiert das Material, sondern die Forscherin*“ (Strübing 2004, 116).

Es wurde mit Beginn der ersten Überlegungen zur Masterarbeit bereits ein Forschungstagebuch begonnen, welches anfangs noch papierhaft geführt wurde. Im späteren Forschungsprozess und je konkreter dieser voranschritt, wurden die Einträge eher analytischen Charakters und flossen mit Beginn des *initial codings* Prozesses ebenfalls mit in den Memo-Stream ein. Es war hier eine wesentliche Erleichterung ein Arbeitsdokument zu haben und etwaige Such- und Inhaltsverzeichnisse anlegen zu können. Somit konnten zu jedem Zeitpunkt der Forschung etwaige Entscheidungen im Prozess konstant nachvollzogen und ebenfalls entsprechend reflektiert werden, was als unbedingtes Gütekriterium in der qualitativen Sozialforschung gilt (Froschauer & Lueger 2009; 2020).

Um hier die autosozio-graphischen Erkenntnisse folglich zu verifizieren und auch zu verdichten, wurde eine weitere Fallgeschichte inkludiert, wie bereits im Kapitel 6.2.2. *Phänomen orientierte Interviews/Gespräche* dargelegt und begründet wurde.

## 7. Ergebnisse

In Beantwortung auf die Forschungsfrage „*Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?*“ konnten aus über zweihundert Codierungs- und Analyse-Seiten zwei Kernkategorien oder *theoretical codings* ermittelt werden: *doing perfect family* und *post-suicidal world*.

Bereits in den ersten Forschungszyklen wurde ein zentraler Aspekt deutlich: Die Trauer. Hierbei möchte ich – in Anlehnung an Jakoby (2013) – die wichtige Unterscheidung zwischen Traurigkeit und Trauer treffen, welche unbedingt notwendig ist und sie voneinander zu trennen sind. Schützeichel (2017, 117) spricht von Trauer als „*doxastisches Objekt, über das gesprochen wird, das unterstellt und erwartet wird*“. Es geht dabei weiter um die Trauer, die in Zusammenhang mit diversen, sozial konstruierten, Einflussfaktoren entsteht. Diese Trauer ist sowohl nach innen als auch nach außen gerichtet und übt weiteren Einfluss auf Resilienzen. Dies zeigt sich auch in den ermittelten *theoretical codes*, welche immer eine innere und äußere Dimension aufzeigen. Dabei hängen jedoch nicht nur die Einflussfaktoren selbst zusammen, sondern sie konstruieren Resilienzen, die sich im weiteren Verlauf der Trauer auch wandeln können. Welche Folgen, daraus entstehen können, wie beispielweise Schuld, Scham oder Stigmatisierung, werden hierbei ebenfalls berücksichtigt. Dies sei nun innerhalb dieses

Kapitels nochmals genauer erläutert. Zunächst werden jedoch die Eckdaten der beiden Fälle kurz vergleichend dargestellt:

Der erste Fall ist *Sabina*. Sie ist die jüngste von drei Halbgeschwistern, die durch einen gemeinsamen (biologischen) Vater verbunden sind. Aus der ersten Ehe des Vaters entstammt Lea, die Ehe wird nach kurzer Zeit wieder geschieden. Aus der zweiten Ehe entstammt Gabriel, die zweite Ehefrau und Mutter stirbt, als Gabriel 5 Jahre alt ist. Aus der dritten Ehe entstammt Sabina. Sie wächst gemeinsam mit ihrem um acht Jahre älteren Halbbruder Gabriel in einem Haushalt mit ihrer Mutter und ihrem gemeinsamen Vater auf. Die um vierzehn Jahre ältere Halbschwester Lea wächst bei ihrer Mutter auf und ist in Sabinas Kindheit immer wieder an Wochenenden bei ihrem Vater im gemeinsamen Haushalt. Mit beginnender Jugend von Sabina wird das Verhältnis zu Lea schwierig. Im Jahr 2017 begeht Lea im Alter von 35 Jahren Suizid, als Sabina 21 Jahre ist. Der Suizid war bei Erstellen der Masterarbeit vor fünf Jahren.

Der zweite Fall bin ich selbst und im Sinne einer objektivierten Darstellung der Ergebnisse spreche ich im Weiteren von *Andrea*. Sie wächst gemeinsam mit ihrem fünf Jahre älteren Bruder Roman bei ihren gemeinsamen Eltern auf. Im Jahr 1988 begeht Roman im Alter von 19 Jahren Suizid, als Andrea 14 Jahre alt ist. Der Suizid war bei Erstellen der Masterarbeit vor vierunddreißig Jahren.

Die beiden Fälle unterscheiden sich im Sinne einer minimalen und maximalen Kontrastierung folgendermaßen: während die familiäre Situation von Sabina mit einem Begriff Patchwork Familie gefasst werden kann, ist die von Andrea einem sogenannten idealtypischen Bild entsprechend. Hierzu gehe ich im Kapitel 7.1. *Doing perfect family* nochmals näher darauf ein. Die beiden Suizide selbst liegen etwa dreißig Jahre auseinander (1988 und 2017). Während Sabina in einer ländlichen Umgebung aufwächst, wächst Andrea in einem urbanen Umfeld auf. Zum Zeitpunkt des Suizids studiert Sabina und Andrea besucht das Gymnasium. Bei der Erstellung der Masterarbeit ist Andrea 48 Jahre und Sabina 25 Jahre alt.

### 7.1. Doing perfect family

Die beiden Fälle kontrastieren in der idealtypischen Vorstellung von Familie. Sabina bezeichnet ihre Familiensituation selbst als schwierig, Andrea würde ihre als traditionell bezeichnen. Jedoch brachten die Analysen hieraus ein verbindendes Element hervor, welches die idealtypischen Vorstellungen einer *perfekten Familie* oder der *guten Mutter* verbindet und im Weiteren daraus die theoretische Kategorie

*doing perfect family*<sup>22</sup> entwickelt wurde. Forschungen von Suizid-Hinterbliebenen sind oftmals auf die Eltern fokussiert, über Geschwister weiß man noch recht wenig (Andriessen & Kryszynska 2012). Das spiegeln auch die Ergebnisse im Zuge der Masterarbeit wieder. Wo bleiben Geschwister in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nach einem Suizid? Mittels ausgewählter Beispiele soll nun ein entsprechender Einblick gewährt werden, womit sich insbesondere Geschwister oftmals konfrontiert sehen.

*„Das is ja in den @@Salzburger Nachrichten## a so üblich, dass sie ja die Todesfälle quasi in der, in der Zeitung dann gedruckt werden. (.) (SN spricht seufzend) Und dann is halt natürlich a ihr Name gstanden und von meinem Ex-Freund der Papa hat's halt ihm gschickt und er mir. Und (.) dann war-, und dann hat er (SN lacht leicht) zu mir gsagt, Ja, das hat mei Papa in der Zeitung gfunden. Das is dei Cousine oder? Und i so, Naa das is mei Schwester und sei Reaktion war, Mah deem Papa muss es volle schlecht gehn (SN lacht leicht)“.* (Interview 1: S21/Z708-715)

Hier wird einerseits deutlich, dass Eltern vor Geschwister als Trauernde wahrgenommen werden. Andererseits können Geschwister eine Art Verantwortung empfinden, die Trauer der Eltern mittragen zu müssen. Einerseits berichtet Andrea in ihrem Tagebucheintrag vom 10. April 1988, dass sie ihren Eltern Kraft geben müsste, aber nicht wisse woher, da sie selbst keine habe. Sabina berichtet im zweiten Gespräch, dass ihr die Trauer der Mutter zu viel ist:

*[...] außer dass i jetzt anscheinend mehr das (.) das Bedürfnis verspür, wiedermal an ihr Grab zu gehn. (.....) Aber vielleicht wirklich alleine, weil (.) mit meim Papa schaff ichs noch irgendwie, aber mit meiner Mama (.) so i schaffs net, dass sie mi anschaut und dann irgendwie so an traurigen Blick hat und mi dann berührt oder so. I halts net aus! (..) Dieses- Das macht mi wahnsinnig. Und i wei- i wei- i weiß net, warum. I halts net aus, dass mich irgendjemand angreift und mi irgendjemand so voll traurig anschaut. Hingegen wenn i vielleicht grad mit diesen Tränen kämpf oder so. Und beim Papa funktioniert das irgendwie, weil er so eine- sonst so eine sehr emotions-, net emotionslos, aber halt (.) a Person is, die weniger Emotionen zeigt und die Mama zeigt halt immer so viele Emotionen (.) so viel (.) (SN und AZ lachen) und eben a so viel Trauer, dass i des net verarbeiten kann, i muass mei Trauer dann selbst irgendwie für mi bündeln und kann dann net no ihr Trauer so auf mi (.) ja, überpacken lassen. Ja (..).* (Interview 2: S18/Z609-620)

Ich möchte an dieser Stelle nun *doing perfect family* in Verbindung mit Trauer näher darstellen. Wenn Trauer ein soziales Konstrukt ist, das sowohl von äußeren als auch inneren Zwängen und Normen

---

<sup>22</sup> Dieser Code ist durch einen in-vivo Code entstanden (vgl. Charmaz 2014).

beeinflusst wird, Schützeichel (2017) spricht hier von einer *Doxa* oder doxastischen Positionen, dann folgen darauf Inszenierungen von Trauer in Verbindung mit *doing perfect family*. Es gibt hier demnach Erwartungen und Normen, wie sich Angehörige, wie sich eine Mutter oder ein Vater, verhalten müssen. Es herrschen Vorstellungen darüber, ob und wie nicht-leiblichen Eltern Trauer zusteht und in welcher Form. Wenn wir mit einer märchenhaften Vorstellung von Liebe mit dem vermeintlichen glücklichen Ende „und wenn sie nicht gestorben sind“ sozialisiert werden, so können Abweichungen von dieser idealtypischen Vorstellung von Liebe und Familie oftmals mit negativen Zuschreibungen konfrontiert werden, wie etwa die Rolle einer Stiefmutter.

Eine Inszenierung dieser doxastischen Trauer ist beispielsweise das Begräbnis und die spätere Bedeutung des Grabes an sich. Das Begräbnis von Roman war für Andrea ein Schockerlebnis. Es war ihr erstes Begräbnis und bislang war sie mit einer derartigen Inszenierung nicht konfrontiert. Anhand des Datenmaterials wurde deutlich, wie hier *doxastische Positionen* auf Familien wirken. Hier seien nun einige Beispiele von Romans Begräbnis exemplarisch dargelegt, um die theoretische Kategorie *doing perfect family* und ihre Auswirkungen in Bezug auf Trauer entsprechend näherzubringen.

Der Sarg von Roman wurde in der Aufbahnhalle aufgestellt. Blumen von Trauernden waren um den Sarg verteilt, die sogenannten Kränze der Familie, die mit Schleifen und Abschiedsworten wie etwa „In ewiger Liebe“ für den Verstorbenen versehen waren, wurden physisch am nächsten um den Sarg aufgestellt. Die Familie trug schwarz und es wurde eigens für diesen Anlass eine neue und vermeintlich symbolträchtige Kleidung angeschafft. Der Vater trug einen Anzug, die Mutter und Andrea trugen ein Kostüm und eine Kopfbedeckung, die der Mutter war mit einem Schleier versehen. Die Familie musste als erstes in der Aufbahnhalle eintreffen und stehend auf die Trauernden warten. Bei Eintreffen kondolierten alle Trauernden der Familie. Nach der Trauerzeremonie wurde der Sarg physisch von der Aufbahnhalle zum Grab gebracht. Hinter dem Wagen, der den mit Blumen und Kränzen geschmückten Sarg transportierte, folgte der Trauerzug, allen voran die Familie, Andrea musste in der Mitte ihrer Eltern gehen. Nach Ankunft am Grab selbst sprachen sowohl ein katholischer als auch ein evangelischer Pfarrer<sup>23</sup> Segnungen aus. Andrea und ihre Eltern standen jeweils unmittelbar am Grabesrand. Nachdem der Sarg in das Grab hinabgelassen wurde, wurden von jeder Person eine kleine Menge an Erde mittels Schaufel und je eine rote Rose auf den Sarg geworfen. Auch hier war die Rangfolge Eltern, Großmutter, Andrea und danach die anderen Trauernden. Man ging ein paar Schritte weiter und blieb in derselben Reihenfolge am Weg entlang stehen. Alle Trauernden kondolierten

---

<sup>23</sup> Als die Eltern von Andrea im Jahr 1960 heirateten, musste die Mutter von ihrem bisherigen katholischen zum evangelischen Glauben konvertieren.

erneut der Familie. Das weitere übliche Ritual eines sogenannten Leichenschmauses fand jedoch nicht statt, hier argumentierte die Mutter, dass sie das emotional nicht könne.

In folgendem Interview-Auszug mit Sabina wird deutlich, dass es hier eine Tradition gibt, dass die Gräber verstorbener Familienmitglieder zu Feiertagen, wie etwa zu Allerheiligen, gemeinsam besucht werden müssen:

*„Also (SN räuspert sich) (..) zu Allerheiligen war I zHaus? Und da is es eben so usus, dass ma ja auf alle Gräber geht und so weiter. Wir haben mittlerweile echt viele so von den Großeltern und den andern Großeltern und da wars schon so ein kollektives ahm (.....) net Ereignis, aber so dass ma im Kollektiv beschlossen habn so wir gehn jetzt zu Oma und Opa, wir gehn a zu den Großeltern und wir gehn zur @@Lea##. Also das war schon klar.“ (Interview 2: S5/Z140-145)*

An späterer Stelle geht Sabina erneut auf das Grab ein. Für sie scheint es von Relevanz zu sein aufklärend zu erwähnen, dass es sich um ein Urnengrab handle, denn ihre Schwester wäre, entgegen etwaigen Traditionen in der näheren Umgebung, eingäschert worden. Das Urnen-Grab wäre folglich nicht so wie ein Erd-Grab, man könne eben nur eine Kerze und eine Blume dazustellen. Auch die Bestattungsfachkraft i.A. Hofmann berichtet etwa, dass Urnenwände oftmals als unpersönlich und kalt empfunden werden, da beispielsweise wenig Platz für eine eigene Gestaltung der Grabstätte bliebe. Hier wird somit der Ort, der beinahe als personifizierter Ort angesehen werden könnte, physisch nicht nur als klein angesehen, sondern es geschehen auch Zuschreibungen einer Kälte oder Unpersönlichkeit.

Jahrelang wird das Grab auch bei Andrea einen zentralen Stellenwert einnehmen. War zunächst noch der Besuch schmerzhaft für sie, wurde gleichzeitig familiärer Druck ausgeübt, sie müsse dieses regelmäßig einmal die Woche besuchen, sonst würden Außenstehende negativ darüber urteilen und die Familie in weiterer Folge als „nicht perfekt“ bezeichnen. Es gibt gesellschaftliche und familiäre Erwartungen, wie oft das Grab eines nahen Angehörigen besucht werden muss. Erst im späteren Erwachsenenalter selbst begann Andrea das Grab regelmäßig zu besuchen und es gab immer noch eine empfundene innere Verpflichtung, dies einer Öffentlichkeit zu präsentieren, wie das folgende Bild, welches auf einer Social Media-Plattform mit den Worten *„visiting my beloved brother - always lay down a rose on his grave so it's closer to him #brotherlove“* von Andrea gepostet wurde, veranschaulicht:

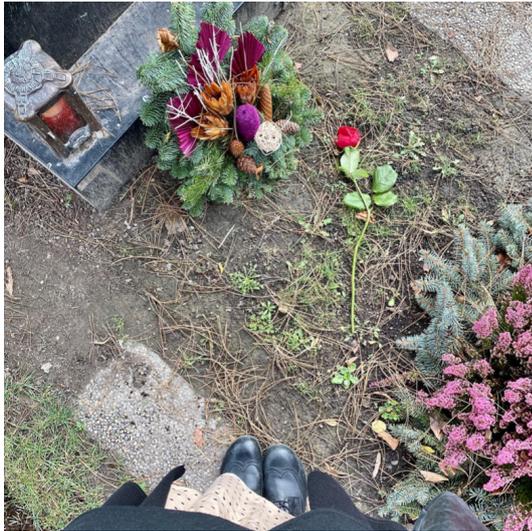


Abbildung 14: Quelle: eigene Aufnahme von Andrea

In beiden Fällen trug die Mutter, sowohl die biologische als auch die Stiefmutter, ihre Trauer symbolisch nach außen. Einerseits etwa durch eine schwarze Trauerkleidung, andererseits durch leises und mit vorgehaltener Hand Sprechen nach dem Suizid. Die auferlegte Bürde der *guten Mutter*, die ein Kind verliert und danach nie wieder glücklich sein darf. Die beiden Väter sind eher still, wollen nicht über den Suizid sprechen und können andere Bewältigungsstrategien, wie etwa eine Therapie, nicht fassen. Hier könnten weitere Forschungen beispielsweise auch anschließen, wie binäres Geschlechterdenken und deren Zuschreibungen wirkt. Es ist ebenfalls interessant, dass hier Parallelen sichtbar sind, obwohl dreißig Jahre vergangen sind. Sowohl für Sabina als auch für Andrea war der Anblick der enormen Traurigkeit und das Inszenieren von Trauer ein unerträgliches Gefühl. Sie selbst konnten folglich die Trauer, entgegen etwaigen Erwartungen, nicht zeigen. Eine relevante Frage in diesem Zusammenhang ist jedoch auch, wann Traurigkeit zugelassen und Trauer nach außen gezeigt werden kann. Ein interessantes Phänomen ist jedoch, dass zwar beispielsweise die – nach außen getragene – Trauer durch Familienmitglieder praktiziert wird, jedoch ein offener Diskursraum innerhalb der Familie dennoch oftmals fehlt.

Das Schweigen oder Verschweigen erzeugt ein Tabu, welches auf Resilienzen wirkt. Das Tabu und ein Verschweigen sind wiederum mit Scham behaftet, die Folgen daraus können eine Verdrängung oder auch eine Abhärtung zur Folge haben. Irgendwann können Hinterbliebene nach einem Suizid die Entscheidung treffen, dass sie nicht darüber sprechen. Manche Hinterbliebene gehen möglicherweise den Weg des lebenslangen Leidens, verweigern teilweise jegliche Unterstützung mit der Begründung, nichts würde dazu führen, dass die Person wieder lebt. Und hier zeigt sich, dass Trauer ganz eng mit Scham verwoben ist. Die vermeintlich intakte Familie ist auseinandergebrochen. Wenn eine Suizid-

Prävention davon ausgeht, dass Suizide verhindert werden können, dann hat man als Elternteil gewissermaßen versagt, für sein Kind da zu sein. Aber auch Geschwister kämpfen mit idealtypischen Vorstellungen, wie geschwisterliche Beziehungen sein sollten. In dieser idealtypischen Welt gibt es nur das „Füreinander da sein“. Immer wieder stellen sich einige Hinterbliebene die Frage nach dem Warum. Ausschließlich die\*der Suizident\*in selbst könnte diese Frage beantworten. Somit bleibt diese Frage für immer unbeantwortet im Raum mit der weiteren anschließenden Frage, ob diese Person tatsächlich sterben wollte. Und dies ist nicht nur eine Frage, die individuelle Relevanz hat, sondern auch eine soziale. Denn inwiefern existiert derzeit in Österreich ein gesellschaftlicher Diskurs oder eine gesellschaftliche Akzeptanz zum Thema Suizid? Jacob (2008) geht sogar einen Schritt weiter und spricht von einer sozialen Konstruktion von Suizid an sich. Gleichzeitig kann dieses Schweigen als Resilienz selbst betrachtet werden. Denn auch hier wirken doxastische Vorstellungen von Trauer und einem erwarteten Aktivismus, dass Trauernde selbst hier tätig werden müssen. Dass dies nicht allen Hinterbliebenen möglich ist, scheint nicht zur Option zu stehen. Dies wird in folgender Aussage von Sabina verdeutlicht:

*Ja! Mir bleiben einfach zwei Optionen. Entweder i denk die ganze Zeit darüber nach, oder (..) I pick ma halt das auß, was vielleicht a bissi feiner klingt grad (..) Und ja. (...) Genau. (.....) Ja. (Interview 1: S21/Z708-715)*

Eine verinnerlichte Antwort auf Fragen wie etwa, ob und wieviel Kinder oder Geschwister man habe, werden zu einer großen Herausforderung. Die Antworten, die sich vor dem Suizid beinahe in den Körper eingeschrieben haben, scheinen ihre Gültigkeit zu verlieren. Nach dem Suizid löst dieses Antworten massiven Stress aus, begleitet von Herzrasen, Schwitzen, Zittern oder Tränen. Unweigerlich werden Suizid-Hinterbliebene mit einer doppelten Scham konfrontiert. Sage ich, dass ich eine\*n Tochter\*Sohn, eine\*n Schwester\*Bruder hatte und stelle mich damit weiteren Nachfragen, oder verschweige ich ihre\*seine Existenz an sich? Und damit wird deutlich, wie nahe Scham und Tabuisierung hier miteinander verwoben sind. Im ersten Interview mit Sabina wird diese Situation wie folgt erzählt:

*„Ähm und wenn mi dann Leute gfragt habn so hey wie viele Gschwister hast du eigentlich. (..) I hab net gwusst, ob i sogn soll. I hab an Halbbruder. Oder i hab an Halbbruder und i hab a Halbschwester ghabt? Oder i hab Halbbruder und Halbschwester. Also dass sie noch immer da sind so, quasi beide in in realer lebender Form sozusagen. Ahm i (..) ich habs einfach nicht gwusst, wie ichs sogn soll. Und i hab so voll Herzklopfen kriegt und war so, oh bitte frag mi net, bitte frag mi net, bitte frag mi (SN beginnt leicht zu lachen) einfach net, weil (..) eben weil ma damit rechnen hat können, dass i sag, weil i finds irgendwie*

*a so ganz ganz schwierig zu sagen, i hab an Halbbruder und irgendwie dabei ganz die @@Lea## zu vergessen, weil das war irgendwie so a (.) verinnerlichter Satz von mir. Wenn mi jemand gfragt hat, so ja i hab zwei Halbgeschwister oder sowas (SN lacht leicht). Und ahm bei manchen, wo ich mi dann wohl gefühlt hab, hab i dann schon gsagt so, ja, i hab a Halbschwester ghabt so und dann so, ah mh, was ist passiert? Und dann, ja sie hat sich das Leben gnommen und dann war so öh! Und dann hab i mi so gefühlt, als wär i halt wirklich so die (SN und AZ lachen leicht) der Downer der ganzen (SN lacht) Gruppe.“*  
(Interview 1: S8/Z256-273)

In diesem Zitat wird allerdings auch ein anderer Aspekt sichtbar, nämlich durch das Ansprechen und das Enttabuisieren, kann eine Stille beim Gegenüber erzeugt werden. Möglicherweise geschieht dies einerseits durch Unwissenheit, nicht zu wissen, wie man hier nun reagieren soll. Aber andererseits eventuell auch durch eine tatsächliche Stigmatisierung. Oftmals sehen sich Hinterbliebene nach einem Suizid mit einer Etikettierung versehen, das wäre die Familie, bei der etwas nicht stimme oder nicht in Ordnung sei. Und hier kann nochmals ein Bezug genommen werden einerseits auf Goffman (2018), denn hier könnte durch den Suizid eine Wandlung von der In- zur Out-Group stattfinden: *„Wenn das stigmatisierte Individuum merkt, daß [!] die Normalen es schwierig finden, seinen Fehler zu ignorieren, sollte es versuchen, ihnen und der sozialen Situation durch überlegte Bemühungen, die Spannung zu reduzieren, behilflich zu sein“* (Goffman 2018, 145). Das bedeutet aber auch, dass sich Suizid-Hinterbliebene in einer Art Verantwortung sehen, hier für eine entsprechende Aufklärung zu sorgen. Sabina nennt es im ersten Interview beispielsweise auch einen *Gegendruck zur Tabuisierung* machen zu müssen (Interview 1: S21/Z706). Denn diese Stigmatisierung erzeugt folglich einen Druck, sich entsprechend einer Doxa zu verhalten. Und hier kann gedanklich das Thomas-Theorem *„If men define situations as real, they are real in their consequences“* anschließen (Thomas 1928 zit. nach Neckel et al. 2010, 21). Somit könnten Hinterbliebene, die glauben, dass Außenstehende einen Suizid verurteilen und über die Familie denken, mit denen müsse etwas nicht stimmen und somit stigmatisiert werden, sich real in ihren Konsequenzen zeigen. Dies kann zu einer Art verdoppelten Tabuisierung führen, denn wenn andere nicht darüber sprechen wollen, will man selbst nicht mehr darüber sprechen. In einem Tagebucheintrag von Andrea wird beispielsweise eine mögliche Ausgrenzung in der Schule erwähnt (TBE Zitter 11.04.1988). Auch hier könnte man die Annahme treffen, wenn Andrea glaubt, dass sie in der Schule stigmatisiert und ausgegrenzt wird, dann zeige sich das real in ihren Konsequenzen. Andrea berichtet, dass sie sich fühle, als würde sie eine Mauer umgeben. War es eine tatsächliche Ausgrenzung oder eine imaginäre und somit eine von ihr konstruierte? Auch Bourdieu (2017) hatte von einer unsichtbaren Mauer berichtet und diese könnte im Zusammenhang mit der neuen – suizidalen – Herkunft stehen, die im letzten Absatz dieses Kapitels nochmals erläutert wird.

Ein anderes Beispiel für doxastische Wirkungen von Trauer sind die richtige und adäquate Menge an Tränen, die ab einem gewissen Zeitpunkt in einem bestimmten Zeitraum zu vergießen sind. Verhalten sich Hinterbliebene nach einem Suizid davon abweichend, wird erneut Scham ausgelöst. Das folgende Zitat soll dies verdeutlichen:

*„Und genau und deswegen, jetzt gehts ma halbwegs gut damit, aber i hab echt (.) lang gstruggelt ahm wie, wie i damit umzugehen (.) hab und a mit Vorwürfen eben. Eben ahm (SN leicht zittrige Stimme) Warum bin i net trauriger ei- als es passiert ist oder w- w- (.) was geht grade in meinem Kopf ab?“*  
(Interview 1: S8/Z256-273)

Doch es ist auch eine Stigmatisierung der\*des Suizident\*in/en selbst, die\*der ihr\*sein Leben beendet hat und auch hierzu erneut der Hinweis auf Goffman (2018, 12f) und des individuellen Charakterfehlers. Die Gründe für den Suizid werden, nach Jacob (2008), jedoch immer außerhalb der Familie verortet. Im Fall von Andrea war dies innerhalb des familiären Diskurses eine plötzliche Zuschreibung einer Schizophrenie von Roman, die bis zum Zeitpunkt des Suizids ihres Bruders niemals Thema war. Damit hatte die Hinterbliebene auch Schwierigkeiten, wie andere folglich darüber sprachen, was das Zitat aus dem Tagebuch verdeutlichen soll:

*[...] redeten schon wieder deppert! Über Roman's Krankheit (TBE10 Zitter vom 17.07.1988).*

Gegen Ende des zweiten Interviews erzählt Sabina, dass ihre Eltern zufällig eine enge Freundin von Lea kennengelernt haben. Diese erzählte dem Vater, dass es nur „eine Frage der Zeit“ war, dass Lea Suizid begehe, da sie unter Depressionen gelitten hätte. Hinterbliebene sehen sich in diesen Fällen plötzlich mit einer Zuschreibung einer psychischen Erkrankung konfrontiert. Und hier sind nicht jene Suizident\*innen gemeint, die sich aufgrund einer Erkrankung in Therapie befanden. Sondern es sind diejenigen, bei denen eine Erkrankung erst nach dem Suizid zugeschrieben wird. Eine Krankheit, von der die engste Familie nichts wusste und damit erneut Scham- und Schuldgefühle ausgelöst werden. Denn diese entstehen im Zusammenhang mit der Norm und der sozialen Erwartung, eine Mutter oder ein Vater wüsste, wenn das eigene Kind krank wäre. Doch indem die Gründe außerhalb verortet werden, kann folglich Schuld nach außen getragen werden.

Insbesondere Angehörige sehen sich nach einem Suizid mit dieser Scham und Stigmatisierung konfrontiert. Die idealtypisch erhoffte oder erwünschte Familie kann nicht mehr in dieser Form (weiter) existieren. Der Suizid ist für Angehörige keine „normale“ oder „natürliche“ Form des Todes, die gesellschaftlich wert- und/oder vorurteilsfrei in einem öffentlichen Rahmen angesprochen wird. Selbstverständlich kann sich dies im Lauf der Zeit auch wandeln und es gibt irgendwann einen offeneren Diskurs. Aber es werden immer wieder Momente folgen, wo es nicht passend ist, den Suizid

zu erwähnen. Und sei es bei einer universitären Veranstaltung, wo das Thema Suizid im Zuge einer Masterarbeit aufkommt und nicht sofort klar ist, dass das Anbieten „einer möglichen Interviewpartnerin“ die Person selbst ist.

Inwieweit ist die soziale Herkunft bei *doing perfect family* hier weiter bedeutsam, abgesehen von einer neuen – suizidalen – Herkunft? Denn wenn soziale Herkunft eben auch die familiäre miteinschließt, dann ist dies sehr wohl von Relevanz. Und wenn ein soziales Herkunftsmilieu keinen offenen Diskurs über Suizid führt, dann folgt eine Tabuisierung. Wenn in der Öffentlichkeit negativ konnotierten und vorurteilshaften Worten wie „Selbstmord“ immer noch Akzeptanz/Raum gegeben wird, gibt es Stigmatisierung. Und wenn die Eltern selbst nicht über den Suizid sprechen (können), was kann das für Hinterbliebene Geschwister bedeuten? Wenn die Wahrnehmung des eigenen Selbst immer durch Andere entscheidend ist (von Scheve 2013, 237), dann wirken hier soziale Scham und Tabuisierung entsprechend. Damit könnte die Rolle der Institution Kirche oder Religion möglicherweise einhergehen, die im nächsten Kapitel nochmals aufgegriffen wird.

## 7.2. Post-suicidal world

Es gibt nach dem Suizid für Hinterbliebene die Ambivalenz einer konstanten Entscheidung zwischen über den Suizid reden oder nicht reden. Oftmals ist das auch nicht selbst bestimmt. Denn es gibt Situationen, wo ein Nachruf in einer Zeitung erscheint, der den vollständigen Namen der\*des Verstorbenen zeigt und man in Folge darauf angesprochen wird. Oder aber ein\*e Lehrer\*in, die bei Sichten des Klassenbuchs den Namen sieht und fragt, ob man die Schwester oder der Bruder von der\*dem Verstorbenen sei. In diesen Situationen wird man von außen dazu gedrängt, dies zu bejahen in vollem Bewusstsein, dass nun weitere Fragen kommen könnten, die man jedoch in der jeweiligen Situation nicht möchte. Es gibt für Suizid-Hinterbliebene Situationen, in denen sie nicht darüber sprechen wollen. Auch wenn sie damit möglicherweise selbst zu einer Tabuisierung beitragen, so werden sie immer wieder in eine Rolle der aktiven Enttabuisierung gedrängt, die mit Scham verbunden sein kann. Und diese immerwährende Ambivalenz zwischen Sprechen und Nicht-sprechen, zwischen Tabuisierung und Enttabuisierung, findet in sozialen Situationen statt und diese Doxa wirkt sich auf Suizid-Hinterbliebene aus. Sabina sagt hierzu beispielsweise in einem Interview:

*„Und dann bin ich erst draufkommen, wie arg i des tabuisiert hab eigentlich a davor oder (..) wie das für mi überhaupt net greifbar war, wie sowas passieren kann oder (.) wie a Familien damit umgehen oder warum das passieren kann. Und dann ist das auf einmal so in deiner eigenen Familie und du musst damit umgehen. (..) Ähm (..) Voll (.) Und (.) oft (...) hat's dann eben genauso diesen, (..) diesen Ausgang,*

*dass du's halt weniger tabuisierst, was halt anfach echt (..) (SN lacht leicht) wichtig is. (.) (SN ganz leise) Voll, ja. (...) Ja (.....)“ (Interview 1: S22/Z729-737).*

Wenn Institutionen wie Kirche und Religion oftmals eine Vorstellung des ewigen Lebens vermitteln, wird eine Endlichkeit des Lebens möglicherweise nicht greifbar. Um den Verlust eines geliebten Menschen zu bewältigen, wird eine Art Parallelwelt, eine *post-suicidal world* geschaffen. Hier kann weiterhin Kontakt zur verstorbenen Person gehalten werden. Analysen ergaben, dass diese *post-suicidal world* nach innen und außen gerichtete Dimensionen fasst. Ob diese *post-suicidal world* in Folge als reale oder imaginäre Welt wahrgenommen wird, ist Teil einer Resilienz. Ein wesentlicher Einflussfaktor hierbei ist das Sprechen oder Nicht-Sprechen über den Suizid des geliebten Menschen. Dieser soll jedoch nicht als linearer Prozess, sondern als Kontinuum betrachtet werden:



Abbildung 15: Kontinuum Kommunikation über den Suizid – eigene Darstellung

Es handelt sich bei Trauer und der damit verbundenen Kommunikation um ein Kontinuum und Suizid-Hinterbliebene selbst bewegen sich sowohl in die eine als auch in die andere Richtung. Dies ist häufig aber auch kein selbst gesteuerter Prozess, sondern wird von einem Außen gesteuert<sup>24</sup>.

Dadurch wird jedoch auch deutlich, dass Suizid immer wieder als Tabu-Thema wahrgenommen werden kann. Aber wie entsteht dieses Tabu? Die Tabuisierung hängt mit diesem Kontinuum zusammen. Oftmals können Menschen Suizid-Hinterbliebenen gegenüber nicht reagieren, da sie nicht wissen, wie sie reagieren sollen. Einerseits wollen sie keine Wunden aufreißen und andererseits sind sie ebenfalls in einer Art Schockstarre. Aber auch innerhalb der Familie gibt es derartige Situationen, die das folgende Beispiel zeigt:

*[...] als i zum Beispiel mitm Papa telefoniert hab und zu ihm gmeint hab, ja i triff mi mit dir und i (.) I sprich wieder mit dir darüber, ähm hat er-, war er eigentlich so ganz still dann danach, weil er is da glei*

---

<sup>24</sup> Siehe hierzu das Zitat auf Seite 63 (Interview 1: S21/Z708-715).

*vestummt, weil er das halt überhaupt nicht verstehen kann, dass ma irgendwie darüber redet.*  
(Interview 2: S1/Z20-23)

Auch Suizid-Hinterbliebene selbst können somit nicht immer entsprechend kommunikativ reagieren und das reproduziert wiederum das Tabu. Folglich befinden sich Suizid-Hinterbliebene stetig in einem schwankenden Prozess, was sie in dem jeweiligen Moment erzählen können (oder sollen) und was sie besser nicht sagen (wollen). Meine Gesprächspartnerin traf sich beispielsweise beide Male danach mit ihrem Vater. Während sie im ersten Interview noch berichtete, dass sie ihrem Vater nicht erzählen könne, dass sie sich mit mir trifft, um über den Suizid von Lea zu sprechen, erzählte sie mir beim zweiten Interview zehn Monate später, dass sie ihrem Vater erzählt habe, dass sie sich wieder mit mir trifft, um über den Suizid von Lea zu sprechen. Somit ist in diesen zehn Monaten ein Wandel passiert und sie hat die Entscheidung getroffen, dem Vater sowohl über das erste als auch über das zweite Gespräch zu erzählen. Der Vater reagiert hier mit erwähnter Stille (siehe Interview 2: S1/Z20-23).

Jakoby (2012) spricht im Zusammenhang von Trauer, dass durch einen Verlust einer\*ines signifikanten Anderen die Identität zerstört wird (Jakoby 2012, 421). Ein zusätzlicher Aspekt dabei ist jedoch das dadurch notwendige Bilden einer neuen Identität. Dies wurde im Zuge der Forschungsarbeiten deutlich. Diese neue Identität beschließt, sich durch das zentrale Moment eines Suizids, sich dem Leben, der Endlichkeit und dem Tod an sich zu stellen. Sabina berichtet in beiden Gesprächen, dass sie selbst ihre Einstellung zum Tod verändert hat und in dem Tagebuch von Andrea finden sich hier ähnliche Einträge.

Andrea berichtet etwa in einem Tagebucheintrag, dass die einzigen Menschen, die ihr nun etwas bedeuten, ihre Eltern, ihre Großmutter und ihre engsten Freunde sind und sie für diese Personen stark bleiben müsse. Die Analysen ergaben nicht nur, dass sich ihre Prioritäten durch den Suizid verschieben und sowohl die Familie als auch die Peer-Group in den Vordergrund treten, sondern ihre neue Identität fokussiert sich auf eine psychische Gesundheit, die in der neuen *post-suicidal world* einen zentralen Stellenwert einnimmt. Diese neue Identität richtet ihren Fokus nun auch auf die Bedeutung des Lebens. Die physische und vor allem die psychische Gesundheit rücken in den Vordergrund, ebenso wie eine engere emotionale Verbundenheit zu relevanten Personen, Sabina streicht etwa auch die Bedeutung ihrer *Kernfamilie* heraus und damit meint sie im Wesentlichen ihre Eltern und ihren Bruder. Im zweiten Interview antwortet Sabina auf die Frage, ob sie nun anders mit etwas umgehe und ob sie davon mehr erzählen möchte, folgendermaßen:

*„Ja schon allgemein mit dem Leben. Also vielleicht ist es sicher a-, es ist bestimmt a irgendwo Pandemie bedingt. Wenn man-, ähm (.) weil irgendwie in pandemischen Zeiten die Gesundheit so im Vordergrund steht insgesamt, aber I hab ma eigentlich schon dacht, es is alles scheißegal, solange I gsund bin und*

*ich leb. Also ich bin in physischer und psychischer Hinsicht gesund. Und ähm das hat sich jetzt vor allem verstärkt. Aber eben! Eben seit dem Tod von der @@Lea##, dass I echt (..) wo I mir auch dacht hab, Hey scheißegal wenn I jetzt a Prüfung net schaff, ganz egal.“ (Interview 2: S8/Z270-275)*

In der Literatur wird berichtet, dass Hinterbliebene durch einen Suizid, insbesondere auch Geschwister, oftmals ein höheres Risiko für Depressionen tragen oder einem höheren Gefahrenpotential zu Drogen- oder Alkoholabhängigkeit unterliegen (Andriessen 2012; Cerel 2008; Jacob 2008; Jakoby 2014; Oexle & Rüscher 2018; Provini & Everett 2000). So ist diese (möglicherweise neue) Erkenntnis, dass eben auch die (psychische) Gesundheit in den Vordergrund treten kann, eine durchaus spannende. Und dieser neue Fokus auf das Gesunde könnte eventuell wiederum Krankheit und den Tod an sich ausblenden wollen, wie in folgenden Interview Auszügen veranschaulicht wird. Im ersten Interview berichtet Sabina in Bezug auf ihre Einstellung zum Tod folgendes:

*„Aber i seh den Tod a jetz anfoch so viel (...) pragmatisch. Also so, i hab a das Gefühl, i hab so viel Empathie verlor. Das hab i, das war glaub i in der erstn Therapiestunde, hab i meiner Therapeutin gsagt, so boah i war so a empathischer Mensch und so gefühlvoll und hab halt immer so, sofort geweint (SN lacht leicht) und alles hat mi so voll mitgenommen. Und jetzt is so (..) waß net, denk i ma so, ja! (SN klatscht mit den Händen) Menschen kommen, Menschen sterben, so. Und ahm, das hat ma schon echt wehgeta-, also so war i nie und auf einmal war i halt so! Ahm aber i sieh´s. (..) Ja! (..) Es is irgendwie nach wie vor so. (...) (SN etwas leiser) I weiß net (.) (SN wieder mit normaler Lautstärke) Es hat mi echt abgehärtet (SN lacht leicht). Sehr irgendwie (.) hat mi echt a bissi abgehärtet, so dadurch. (.) Ja. (...) Voll. (...)“ (Interview 1: S18/Z607-618).*

Im zweiten Interview mit Sabina wurde bereits in der Eingangserzählung erneut auf die Veränderung der Einstellung zum Tod, von der sie im ersten Interview berichtet hatte, Bezug genommen:

*„[...] Was sich in Bezug auf Trauer verändert hat, vielleicht jetzt net zum letzten Interview aber seitdem irgendwie die Lea nimmer da is, seitdem i das irgendwie verarbeitet hab, is echt-, dass i dann so den Tod so, (.) fast ab und zu schon emotionslos ahm entgengetrete, weil i-, also eben a wenn dann Leute so erzählen, ja mei Opa is gestorben, denk i ma so, Ja Schas, tut ma lad, aber (.) is halt so. Es ist so was passiert ähm und das war früher irgendwie überhaupt net so, früher war i so die ganze Zeit so voll aufgebracht, wenn irgendjemand eben gestorbn is oder ähm hab mi irgendwie in Selbstmitleid und Mitleid anderer gesuhlt ahm und jetzt nur so ja gut, das passiert halt einfach ähm aus freien Entscheidungen oder eben net aus freien Entscheidungen, altersbedingt. Aber (.) so Leute kommen und gehen irgendwie und ahm i hab irgendwie schon oft Schwierigkeiten das a zu sagen, weil i ma so denk, i will net, dass irgendjemand von mir denkt, i bin (...), i hab keine Emotionen oder i bin überhaupt net*

*empathisch bin, weil das bin i voll, aber i, ich glaub ich versuch das a so zu sehen, um mich selbst zu schützen. Vielleicht? Irgendwo halt. Um das selbst nicht so ranzulassen [...]“ (Interview 2: S1f/Z33-46).*

Es wurde folglich ein komplexeres Bild sichtbar. Es hat sich eben nicht nur die Einstellung zum Tod an sich geändert, sondern auch der Umgang mit Todesfällen im sozialen Umfeld. War Sabina vor dem Suizid noch sehr aufgebracht, wenn sie vom Tod der Großeltern etwaiger Freund\*innen oder Bekannter erfuhr, war sie nach dem Suizid ihrer Schwester nicht mehr in der gleichen Weise betroffen und konnte auch nicht mehr entsprechend reagieren, wie vermutlich – ihrerseits und des Gegenübers – erwartet wird. Erneut ist dies eng mit einer anschließenden Angst und Scham verbunden, denn auch hier gibt es gesellschaftliche Normen, wie bei Erhalt einer Nachricht über das Versterben einer Person zu reagieren ist. Doch diese *post-suicidal world* und die neue Identität haben sich bereits gebildet. Das sorgt womöglich für Irritation beim Gegenüber aber auch bei sich selbst, denn die Erwartungen und Normen existieren. Die eigene Identität hat sich durch den Suizid verändert, dies ist jedoch kein bewusster Prozess. Es tritt folglich eine regelrechte Angst hervor, andere Personen würden denken, Suizid-Hinterbliebene hätten ihre Empathie verloren. Denn genau dies ist ebenfalls eine Form von Stigmatisierung und damit erneut die mögliche Gefahr, Teil einer *anderen* Gruppe zu werden und nicht (mehr) dazuzugehören. Diese neue Identität scheint mit der *post-suicidal world* untrennbar verbunden zu sein und sie formen sich gewissermaßen gegenseitig. Gewissermaßen könnte dies hier auch als „*gespaltener Habitus*“ interpretiert werden (Bourdieu 2017, 113ff).

Eines der zentralen Themen von Suizid-Hinterbliebenen ist die Frage, ob sich die Person tatsächlich das Leben nehmen wollte. Diese Frage ist oftmals mit Verzweiflung verbunden und es wird eine Welt geschaffen, in der Szenarien konstruiert werden, wie in den Analysen der folgenden Interview-Stelle verdeutlicht wurde:

*„Vielleicht wollt sie das ja wirklich und wenn sie das wirklich wollt, (.) und m- m- (.) I mach ja a Sachn, die ich wirklich will, so. Und wenn sie das wirklich wollt, (..) dann, dann ist die Entscheidung bei ihr. Und die Entscheidung hat sie getroffen so und f- für mi als Hinterbliebene bleibt nichts anderes übrig als das zu akzeptieren. So. Und i i kann jetzt a n- nix mehr machn und i- i- i- kann mi schon fragen warum, so. Aber andererseits (.) eben! Sie, sie war a super smarte Person, die Herrin ihrer Entscheidungen war, so. Und vielleicht war das anfach die Entscheidung, die sie für si getroffen hat. (.) Ahm, vielleicht hat sie sich schon mega lang darüber Gedanken gmacht, ob sie das tun soll oder net. Das weiß i halt anfach net.“ (Interview 1: S18f./Z625-635)*

Diese *post-suicidal world* kann auch in Verbindung mit Religiosität und Glauben verbunden werden. Es finden sich in Gesprächen, wie die Analysen zeigen, auch Glaubenssätze von Suizid-Hinterbliebenen,

die hoffen, dass die Verstorbenen *ihren Frieden gefunden haben*. Die Endgültigkeit und die Entscheidung des gewählten Todes, ohne jemals wirklich zu wissen, ob diese im Nachhinein bereut würde, wird in ein Konstrukt gebettet. Eines, in der nicht nur die Verstorbenen ihren Frieden finden, sondern die Suizid-Hinterbliebenen selbst. Jacob (2008) meint in diesem Zusammenhang, dass die Erzählung über den Suizid der Verstorbenen auch meist eine Erzählung über sich selbst sei. Und folglich muss die möglich empfundene und konstruierte Schuld aus dieser Welt hinausgetragen werden und in einer *post-suicidal world* wird an die eigene Schuldlosigkeit geglaubt. Hier wird auch der Kontakt zur Kirche und Religion gesucht. Sei es entweder nachdem der Vater von Sabina das Begräbnis seiner Tochter organisiert hat und anschließend Kontakt zur Pfarrgemeinde sucht oder bei Andrea sogar ein Telefonat mit dem Pfarrer unmittelbar nach Erfahren der wohl schlimmsten Nachricht des Suizids des eigenen Kindes, wie sich in Briefen zeigen sollte. Auch ein Begräbnis wird oftmals in Zusammenarbeit mit der Kirche gestaltet, obwohl diese hier lange einen klaren Verurteilungsgedanken äußerte. Erst mit der Psychologisierung des Suizids und des konstruierten Zusammenhangs mit einer psychischen Erkrankung, konnte die Kirche einen Weg in ihrer Welt finden, Suizid zu inkludieren. Nun kann sich die christliche Seelsorge der vermeintlich armen Seelen annehmen und ihnen bei ihrem Leid helfen, dieses minimieren und das Erlernen, Gottes Gabe des Lebens wieder schätzen zu können.

Hier bekommen Andenken an die Suizident\*innen einen Raum, in dem es nicht nur möglich ist, einen Grabstein zu berühren und zu streicheln, sondern indem dies auch sozial erwartet oder erwünscht ist. Die *post-suicidal world* bietet Hinterbliebenen die Möglichkeit, mit Verstorbenen über Briefe, Tagebucheinträge oder mit Fotos zu kommunizieren. Auch Andersson (2012) spricht von einem starken Bedürfnis Hinterbliebener eine Beziehung mit Verstorbenen weiterzuführen. Es ist eine Welt mit eigenen Normen, denn hier wird nicht etwa eine Zurechnungsfähigkeit in Frage gestellt, indem man in der Öffentlichkeit mit einem Stein in einer Wiese spricht. Denn diesem Grabstein wird eine Bedeutung zugeschrieben und diese wird mit der\*dem Suizident\*in/en personifiziert. In dieser Welt bekommen Hinterbliebene *likes* in Social-Media-Kanälen für ein Bild, das eine Rose am Boden eines Grabes liegend zeigt, im Glauben, sie wäre somit in einer spirituellen Nähe zum Verstorbenen. In einer Welt, in der es legitim ist, Bücher zu schreiben oder Podcasts zu machen, um die\*den Suizident\*in/en zu Ehren. Gerade der Begriff Ehre kann in einem Zusammenhang mit Stigma stehen. Oder möglicherweise auch die Entscheidung des Schweigens oder Verschweigens des Suizids an sich zu treffen, um letztlich wieder in eine geglaubte soziale Normalität zurückkehren zu können.

Wie beide Theoretischen Codes *doing perfect family* und *post-suicidal world* zeigen, gibt es hier einerseits eine Verbundenheit und andererseits kommt es zu Überschneidungen. Diese beiden

theoretischen Konzepte oder Theorien können nicht voneinander getrennt werden. Dies soll in folgender Grafik noch einmal veranschaulicht werden:

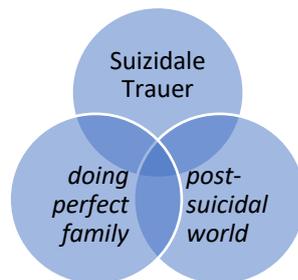


Abbildung 16: Graphische Darstellung des entwickelten theoretischen Konzepts – eigene Darstellung

Ebenfalls wird deutlich, dass innerhalb der Theorien mehrere Dimensionen existieren und Ambivalenzen aufgezeigt werden. Sei es die Scham, die nach außen oder innen gerichtet ist, was wiederum auf Trauer, Stigmatisierung oder das Kontinuum von einer Offen- zu einer Verslossenheit ebenfalls zutrifft. Es zeigt sich auch, dass in der interpretativen Sozialforschung theoretische Vorüberlegungen nicht immer allumfassend einfließen, dies eventuell auch den Rahmen der Masterarbeit sprengen würde. Nichtsdestotrotz können hier weitere Forschungen anschließen und Faktoren wie beispielsweise soziale Herkunft oder geschlechtliche Perspektiven respektive Geschlechterzuschreibungen und Merkmale näher in Betracht gezogen werden.

## 8. Zusammenfassung und Ausblick

Im Zuge dieser Masterarbeit wurde der Frage nachgegangen, welche Resilienzen Hinterbliebene entwickeln, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben. Die WHO geht weltweit von etwa 800.000 Todesfällen durch Suizid pro Jahr aus (World Health Organization 2019), somit nimmt sich alle 40 Sekunden ein Mensch das Leben. Suizidale Forschungen gehen in etwa von zehn bis einhundert Hinterbliebenen aus, somit könnten global gesehen bis zu 80 Millionen Menschen und in Österreich etwa 130.000 betroffen sein. Die Definition der Hinterbliebenen selbst ist unterschiedlich und oftmals konzentriert sich die Forschung auf das familiäre Umfeld. Es können jedoch auch Personen betroffen sein, die in einem anderen Naheverhältnis zur verstorbenen Person stehen. Die konkrete Forschungsfrage, „Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?“, sollte im Weiteren auch die Kommunikation über den Tod an sich fassen, sowie anschließende entwickelte Strategien, in denen der Suizid situationsbedingt auch verschwiegen

wird, oder aber auch inwieweit sich Familiensysteme verändern und welche Rolle hier Religiosität und die Institution Kirche einnehmen.

### 8.1. Suizid in den (Sozial-)Wissenschaften

Zunächst war es relevant, einerseits die Historie und andererseits die synonymen Begrifflichkeiten des Suizids darzulegen. Wurde der Suizid lange Zeit als Verbrechen geahndet in den unterschiedlichsten Religionen, so setzte mit der Psychologisierung dessen in der Moderne, und damit die Zuschreibung einer Krankheit, ein Wandel ein. Diesen Wandel hat unter anderem Thomas Macho (2017) in seinem Werk *Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne* beleuchtet. Aus einer soziologischen Perspektive gilt oftmals das Werk Emil Durkheims *Le suicide* (2017) als zentral, dessen Zugang ein positivistischer war. Siebzig Jahre danach erscheint das Werk *The Social Meanings of Suicide* von Jack D. Douglas (1970). Die beiden Werke unterscheiden sich nicht nur in ihrer Methodologie, sondern in diesen siebzig Jahren hat auch ein gesellschaftlicher Wandel der Normen und Werte stattgefunden. Erst mit dem Zweiten Weltkrieg stellt die Suizidologie eine eigenständige interdisziplinäre Wissenschaft dar (Macho 2017), doch auch hier spiegelt sich die Tabuisierung der Wissenschaft wider, denn Suizide müssten verhindert werden, da sie der Gesellschaft schaden. Die Suizidprävention führt dies in gewissem Sinne fort, da Suizide weiter reduziert und verhindert werden müssen. In den darauffolgenden Jahrzehnten erweitern sich innerhalb der suizidalen Forschung neue Aspekte, wie etwa das Miteinbeziehen suizidaler Kunstwerke, Literatur und/oder Filme. Dadurch setzt ein sogenannter *cultural turn* der Suizidologie ein (Lester 2014; Macho 2017; Willemsen 2007), aber auch Hinterbliebene rücken in den Fokus und die Forschung weitet sich, auch qualitativ, weiter aus (vgl. Philipps 1974; Etkind 1997; Macho 2017).

Ein zentraler Aspekt für Hinterbliebene ist die Trauer und das Trauern. Valentine (2006) hebt die Notwendigkeit einer Interdisziplinären Forschung hervor und kritisiert, dass der Tod an sich innerhalb der Soziologie lange Zeit tabuisiert wurde. Durkheim, Giddens, Gorer oder Glaser und Strauss stellten dabei unter anderem eine Ausnahme dar (Valentine 2006). Der qualitative Forschungszugang inkludierte zunehmend Betroffene (vgl. Bradburry 1999; Hockey 1990; Howarth 1993 zit. nach Valentine 2006). Stroebe et al. (1993) liefern in ihrem *Handbook of bereavement – Theory, research, and intervention* nähere Einblicke in Bezug auf den Nutzen für die Soziologie mit der Inklusion der Sterbe- und Trauer-Prozesse (Stroebe et al. 1993). Jakoby und Thönnies (2017) liefern mit *Zur Soziologie des Sterbens* ein Überblickswerk und unter anderem greift darin Schützeichel (2017) in seinem Artikel die *Sinnwelten des Trauerns die doxastischen Positionen* auf (Jakoby & Thönnies 2017; Schützeichel 2017). Auch Jacobsen und Peterson (2020) nehmen sich diesem Thema in *Exploring Grief – towards a*

*Sociology of Sorrow* aus einer historischen und theoretischen Verortung innerhalb der Soziologie an und greifen die Psychiatisierung von Suizid auf (Jacobsen & Peterson 2020).

Die Forschungsliteratur im Zusammenhang mit Suizid zeigt Verbindungen zu Scham und Stigma, die in dieser Masterarbeit unter anderem auch den theoretischen Rahmen bilden. Theoretiker\*innen, die sich hiermit beschäftigen, sind etwa Fullagar (2003), die sich im Zuge ihres Artikels *Wasted Lives – The social dynamics of shame and youth suicide* der Thematik Scham annimmt. Der Suizid steht hierbei unter dem Blickwinkel eines zugeschriebenen Wegwerfens des Lebens im Vordergrund. In diesem Kontext arbeitet sie Begriffe wie Werte, Moral und Identität im jeweiligen zeitgenössischen kulturellen Leben heraus (Fullagar 2003). Auch Lotter (2022) nähert sich, mitunter auch philosophisch, diesen Begriffen und den Fragen, was eine Person selbst sei und ebenfalls die Bedeutung und Entstehung der Moral. Hierbei geht sie einerseits auf Elias (1976) und dessen Theorie des Zivilisationsprozesses ein und andererseits auf Ruth Benedict (2000) und Margaret Mead (1929), die eine Unterscheidung der Scham- und Schuldgesellschaften entwickelten (Elias 1976; Benedict 2000; Mead 1929 zit. nach Lotter 2022, 89). Um zu begreifen, was Menschen unter einer moralischen Verantwortung jedoch verstehen, müsse man in deren Alltagswelten eintauchen (Lotter 2020, 89; 127). Scheff (2000) geht in seinem Artikel *Shame and the Social Bond: A Sociological Theory* auf die sozialen Dimensionen von Scham ein und bezieht sich dabei auf die Theoretiker\*innen Simmel, Cooley, Elias, Sennett, Lynd und Goffman. Scheff selbst sieht Scham – aufgrund der Auseinandersetzung der Theorien genannter Personen – als Emotion, die viele Varianten, wie etwa Peinlichkeit, Demütigung, aber auch Schüchternheit, aufweisen kann. Allesamt wären eine Reaktion auf Ablehnung, Versagen oder einer Unzulänglichkeit (Scheff 2000, 97). Von Scheve (2013) behandelt das Thema Scham aus einer emotionssoziologischen Perspektive und bezieht sich dabei unter anderem auf Neckel (1993). Scham wird hier mit einem Wertgefühl und dabei sei die Wahrnehmung der\*des anderen immer entscheidend, folglich gehe mit dieser Bewertung auch eine Normenverletzung und Schuld einher (Von Scheve 2013).

Hinterbliebene sehen sich nach einem Suizid oftmals mit einem Stigma belegt und können sich diesem auch unterordnen. Hier erschien unter anderem das Werk *Stigma* von Goffman (2018) zentral. Er selbst bezieht sich auf drei unterschiedliche Typen, unter anderem auch den Charakterfehler und nennt dabei beispielsweise den Suizidversuch. Er greift jedoch auch die Sichtbarkeit auf und ob ein bestimmtes (stigmatisiertes) Merkmal sichtbar wäre oder nicht. Indem eine Andersartigkeit nicht offensichtlich sei, könne eine entsprechende Informationskontrolle hierzu gesteuert werden. Er widmet sich in diesem Zusammenhang auch der Identität, einerseits die persönliche und andererseits die soziale, aus denen sich eine Ich-Identität mit entsprechenden Verhaltensregeln bilde. Owens et al. (2008) weisen darauf hin, dass nicht nur Suizident\*innen selbst, sondern auch Hinterbliebene oftmals unter einer Stigmatisierung leiden würden, da moderne Gesellschaften ein idealtypisches

Funktionieren erwarten. Wenn nun Eltern ihr Kind durch Suizid verlieren, dann hätten sie versagt, es zu (be-)schützen. Im Weiteren wird für die Eltern nach einem Suizid wichtig, wer dabei eine Rolle gespielt hat (Owens et al. 2008). Lester (2015) hebt wiederum hervor, dass die Verbindung von Suizid mit einer psychischen Erkrankung ebenfalls für eine Reproduktion der Stigmatisierung beitrage. Er plädiert innerhalb der Suizidforschung demnach für das Inkludieren Suizid-Überlebender sowie deren Gemeinschaft, die darüber Aufklärung geben soll, wie sie diesen sehe und damit sei Stigmatisierung direkt verbunden (Lester 2015). Harwood et al. (2002) arbeiten in ihrer deskriptiven Studie *The grief experiences and needs of bereaved relatives and friends of older people dying through suicide: a descriptive and case-control study* heraus, dass bei Hinterbliebenen keine wesentliche Unterscheidung zwischen Scham und Stigmatisierung existiere (Harwood et al. 2002). Hier kann der Bogen zur Emotionssoziologie, wie etwa bei Pettenkofer (2012), gespannt werden. Er selbst bezieht sich auf Goffman, der sich in seinen zahlreichen Werken immer wieder mit den Phänomenen Scham und Stigma beschäftigt. Indem sich ein Individuum ständig durch die gesellschaftlichen Normen selbst betrachte, folge eine stetige Selbstdarstellung, die wiederum Scham erzeugen könne. Aber Stigmaträger\*innen würden auch immer Normen verletzen und es entstehe erneut Scham (Pettenkofer 2012). Dies verdeutlicht, wie nahe sich die beiden Phänomene Scham und Stigma sind.

## 8.2. Autoethnographie

Aufgrund meiner persönlichen Erfahrung des Verlustes meines älteren Bruders durch Suizid im Jahr 1988 wählte ich im Zuge dieser Masterarbeit unter anderem einen autoethnographischen Zugang. Dies bedeutete zunächst, mich mit dem Begriff und der Theorie der Autoethnographie kritisch auseinanderzusetzen und hier lieferten etwa Adams et al. (2015) mit ihrem Werk *Autoethnography* Aufschluss. Oftmals seien es die eigenen Erlebnisse, die Forscher\*innen dazu bringen, sich einem gewissen Forschungsfeld intensiver zu widmen und hier können auch Bourdieu oder Eribon genannt werden. Oftmals würde mit diesem Zugang eine Unwissenschaftlichkeit oder mangelnde Professionalität zugeschrieben, jedoch solle es unbedingt als Bereicherung sowie soziales Kapital (Bourdieu 2020) für die Forschung gesehen werden. Wenn die Ethnographie der Vergangenheit unter anderem dafür kritisiert wurde, dass sie über Kulturen sprach, ohne *mit* ihren Teilhaber\*innen zu sprechen oder selbst Teil davon zu sein, dann würde dies unbedingt für eine Autoethnographie sprechen (Adams et al. 2015). Hirschauer (2001) bezieht sich auf den *linguistic turn* der Soziologie und hinterfragt dabei die Grenzen der Sprache in der (vertexteten) Wissenschaft. Es sei folglich Aufgabe des ethnographischen Schreibens eine Sprachlosigkeit zu inkludieren. Ich sehe es folglich auch als Aufgabe der Soziologie hier die eigene Sprachlosigkeit aufzulösen und autoethnographische Zugänge zu inkludieren und dies letztlich als *intellektuelle Ressource* (Wilkins 1993) zu erachten. Auch Jacob

(2008) oder Kebede (2009) sprechen sich für die Relevanz der eigenen Rolle von Forscher\*innen aus, die durch das Inkludieren ihrer Biografie als Erweiterung zum Erkenntnisgewinn erachtet werden soll.

In diesem Zusammenhang wurden drei Theoretiker\*innen vorgestellt, die in Bezug auf soziale Herkunft autoethnographisch vorgehen: Didier Eribon (2016), der sich in *Rückkehr nach Reims* seiner (homophoben) sozialen Herkunft stellt und letztlich auch zu verstehen beginnt, dass er aus Scham bislang nichts zur sozialen Herrschaft geschrieben hat. Er hatte seinerzeit sein Herkunftsmilieu vermeintlich verlassen und kehrt nach dem Tod seines Vaters physisch wieder dahin zurück (Eribon 2016). Auch Pierre Bourdieu (2017) stellt sich im Zuge seiner letzten Vorlesung seiner sozialen Herkunft und hieraus entsteht das autoethnographische Werk *Ein Soziologischer Selbstversuch*. Auch er wisse mit dieser Vorgehensweise um die Gefahren in der wissenschaftlichen Community Bescheid, die dieser Zugang mit sich bringt. Dennoch war es ihm ein Anliegen und folglich war er stets um eine soziologische Reflexivität bemüht (Schultheis 2017 zit. nach Bourdieu 2017). Chantal Jaquet (2018), selbst sogenannte Klassenüberläuferin, entwickelt aus diesem Antrieb das Konzept der *transclasse* heraus. Hierbei würden sich Klassenüberläufer\*innen zwischen zwei Klassen befinden, einerseits das Herkunftsmilieu, welches nicht reproduziert wird und andererseits das Ankunfts milieu, indem die Aufnahme nicht vollständig sei (Jaquet 2018). Es wurde insofern ein Bezug zwischen Autoethnographie und sozialer Herkunft hergestellt, da diese im Zuge der vorliegenden Masterarbeit einen Einfluss übt.

### 8.3. Forschungen zu Suizid-Hinterbliebenen

Relevante Forschungen bei Hinterbliebenen greifen oftmals die Definitionen von Hinterbliebenen oder Angehörigen selbst auf, wobei es keine einheitliche Definition gibt (vgl. Andriessen & Kyrinska 2012). Neben Scham und Stigmatisierung wird häufig die Trauer an sich zum Forschungsgegenstand, verbunden mit der Frage, inwieweit sie diese von Suizid-Hinterbliebenen zu Hinterbliebenen unterscheidet. Auch hierbei gibt es keine Einigkeit (vgl. Andriessen & Kyrinska 2012; Jordan 2001) und die Frage könnte mit *sowohl als auch* beantwortet werden. Andersson (2012) spricht beispielsweise von einem *disenfranchised grief*, denn die Forschung fokussiere sich vorwiegend auf familiäre Angehörige, wobei die Peer-Group der Suizident\*innen wenig Beachtung finden würde (Andersson 2012). Suizid-Hinterbliebene würden mit Langzeitfolgen wie Depressionen in Verbindung gebracht oder ein höheres Risiko für Alkohol-, oder Drogensucht tragen (vgl. Andriessen & Kyrinska 2012). Es gibt hierbei jedoch oftmals Kritik an den jeweiligen Studien, da sie geringe Teilnehmer\*innenzahlen zu beklagen hätten (vgl. Cerel et al. 2008) und ein differentes Bild zwischen Suizid-Hinterbliebenen, die eine Psycho-/Gesprächstherapie in Anspruch nehmen und den jeweiligen Therapeut\*innen, die diese

betreuen, entstehen würde. Aber auch ein fehlendes Bild zu Personen, die sich keiner solcher Therapie unterziehen, denn lediglich eine Minderheit würde diese in Anspruch nehmen<sup>25</sup> (vgl. Andriessen & Kyrinska 2012, Provini et al. 2000). Jacob (2008), ebenfalls Suizid-Hinterbliebene, arbeitet heraus, dass der psychiatrische Diskurs im Zusammenhang mit Suizid sozial konstruiert sei (Jacob 2008). Cerel et al. (2008) sehen sich Familiendynamiken nach einem Suizid an und oftmals würde durch und um einen Suizid ein Familiengeheimnis und in Folge Scham oder Stigmatisierung entstehen. Pfeffer et al. (1997) kritisieren, dass der Fokus oftmals bei den Eltern von Suizident\*innen liege und im Vergleich dazu über Geschwisterbeziehungen wenig Wissen vorhanden wäre.

#### 8.4. Der Weg zur – *doing perfect family* und *post-suicidal world* – Theorie

Die methodisch-empirische Vorgehensweise zur Beantwortung der Forschungsfrage „*Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?*“ war zunächst autoethnographisch oder autosozialologisch. Es wurden einerseits Tagebucheinträge und andererseits Briefe an meinen verstorbenen Bruder, die im Jahr 1988 nach seinem Suizid verfasst wurden, für die Analysen herangezogen. Da sich die weiteren geplanten Gespräche im Verwandten- und/oder Freundeskreis mit Beginn der Covid19-Pandemie und verhängten Lock-Downs schwierig gestalteten, wurde ein weiterer Vergleichsfall herangezogen. Hier wurden zwei Phänomen orientierte Gespräche im Abstand von zehn Monaten mit einer jungen Frau geführt, die 2017 ihre Schwester durch Suizid verloren hat. Es wurden ebenfalls die Insel-Milieu Podcast Folge *Suizid und Trauer: wir sprechen darüber* (Mack & Breitkopf [Podcast] 2021), sowie ein Expert\*innen-Interview mit Valerie Hofmann, einer Bestattungsfachkraft i.A., inkludiert. Somit konnte die Datengrundlage weiter objektiviert, ausgebaut und verdichtet werden.

Die Daten selbst wurden mittels Grounded Theory nach Kathy Charmaz (2014) analysiert. Die Methode wurde zunächst ausreichend in ihrer Entstehungsgeschichte und ihren Kodierkonzepten aufgearbeitet (vgl. Joas & Knöbl 2004; Strübing 2004; Strauss 1991; Glaser & Strauss 1998, Froschauer & Lueger 2009), sowie die Bedeutung von Vorwissen reflektiert. Charmaz (2014) entwickelt die von Glaser und Strauss (1998) entstandene Methode unter einem konstruktivistischen Aspekt weiter. Die Kodierungen gliedern sich in *initial coding*, welches eine Handlung selbst repräsentieren soll, dem *focused coding*, welches die relevanten Konzepte weiter vertiefen soll, um durch das folgende *theoretical coding* eine Theorie entstehen zu lassen. Sie betont in allen Phasen der Forschung explizit

---

<sup>25</sup> Es gibt auch die Gruppe von Hinterbliebenen, die niemals an (sozialwissenschaftlichen) Forschungen teilnehmen würde.

die Rolle der Forscher\*in sowie eine stetige Reflexivität. Eines der Qualitätsmerkmale hier ist das andauernde Verfassen theoretischer Memos, um hier den Verlauf der Forschung und die dazugehörigen Entscheidungen argumentieren zu können (Charmaz 2014).

Als Analysebeispiele wurde der Tagebucheintrag vom 8. April 1988, den Todestag meines Bruders, ausgewählt und dargestellt. Hier wurde die Zeilenfolge in eine Analyse Tabelle übertragen und anschließend Zeile für Zeile kodiert, sowie der vollständige Satz in seiner Sinnhaftig- und Vollständigkeit. Die daraus entstandenen *initial codes* waren „Einen genauen Zeitpunkt nennen“ oder „Den Sinn des Suizids suchen“, die *focused codes* waren „Schuld“, „Kommunikation des Suizids“, sowie „Resilienz bilden“. Als nächstes folgte ein Brief an meinen verstorbenen Bruder und auch hier wurde Zeile für Zeile der gesamte Text in eine Analyse Tabelle übertragen und kodiert sowie im Anschluss theoretische Memos verfasst. Die beiden Gespräche, die mit der Interviewpartnerin Sabina geführt wurden, wurden entsprechend nach den Regeln von Froschauer und Lueger (2020) transkribiert. Das gesamte Datenmaterial des ersten Interviews, sowie relevante Stellen des zweiten, wurden ausgewertet. Insgesamt gab es in etwa zweihundert Analyseseiten, sowie siebzig Seiten des Memo-Streams, in dem alle relevanten Erkenntnisse kumuliert gebündelt wurden. Als Analysebeispiele der Gespräche wurde aus dem ersten Interview die Eingangspassage ausgewählt, sowie ein Resilienzvakantes Beispiel und eine sehr dichte Stelle hinsichtlich erster Interpretationen. Es zeigte sich bereits in diesen ersten Analysen eine Relevanz in Bezug auf Familiensysteme und Trauer sowie deren Normen.

Es konnten zwei zentrale theoretische Konzepte entwickelt werden: *doing perfect family* und *post-suicidal world*. Bei beiden war die Trauer, die innere und äußere Dimensionen einschließt, eine wichtige Komponente, die Einfluss auf die jeweiligen Resilienzen übt. Die Trauer ist stark mit gewissen Normen und Erwartungen verbunden, die Schützeichel (2017) als *doxastische Positionen* fasst und diese können wiederum Emotionen wie Scham und Schuld, sowie Stigmatisierung auslösen. Die beiden theoretischen Konzepte wurden anhand der beiden (vergleichenden) Fälle näher erläutert. Die beiden Fälle kontrastieren folgendermaßen: die familiäre Situation von Sabina kann mit einem Begriff Patchwork Familie gefasst werden. Sie ist die jüngste von drei Halbgeschwistern, die durch einen gemeinsamen (biologischen) Vater verbunden sind. Ihre um vierzehn Jahre ältere Halbschwester Lea wächst bei ihrer Mutter auf und ist in Sabinas Kindheit immer wieder an Wochenenden da. Mit beginnender Jugend von Sabina wird das Verhältnis zu Lea schwierig. Im Jahr 2017 begeht Lea im Alter von 35 Jahren Suizid, als Sabina 21 Jahre alt ist. Die Familie von Andrea<sup>26</sup> entspricht einem sogenannten

---

<sup>26</sup> Um die Ergebnisse objektiviert darzustellen, wurde im Kapitel 7 *Ergebnisse* die eigene Fallgeschichte in einer neutralen Form von Andrea präsentiert.

idealtypischen Bild. Sie wächst gemeinsam mit ihrem fünf Jahre älteren Bruder Roman bei ihren gemeinsamen Eltern auf. Im Jahr 1988 begeht Roman im Alter von 19 Jahren Suizid, als Andrea 14 Jahre alt ist. Die beiden Suizide liegen somit etwa dreißig Jahre auseinander (1988 und 2017).

Obwohl die beiden Fälle in Bezug auf idealtypische Vorstellungen kontrastieren, konnte im Zuge der Analysen genau diese Vorstellung von einer idealtypischen Familie als Gemeinsamkeit herausgearbeitet werden, die im Weiteren als theoretische Kategorie *doing perfect family* gefasst wurde. Während Eltern nach einem Suizid bei (sozialwissenschaftlichen) Forschungen oftmals im Fokus stehen (vgl. Andriessen & Kryszynska 2012), wisse man über Geschwister noch recht wenig. Doch dies ist nicht nur in der Wissenschaft selbst der Fall, sondern könnte sich auch in unserer Gesellschaft widerspiegeln, denn sowohl Sabina als auch Andrea berichten, dass ihre Eltern eher Aufmerksamkeit und Anteilnahme erfuhren. Da Geschwister die Trauer der Eltern jedoch direkt und ungefiltert miterleben und ansehen müssen, können sie ihre eigenen Gefühle erstmals nicht fassen. Während die Mütter, sowohl die leibliche als auch die Stiefmutter, ihre Trauer nach außen trugen, waren die Väter stiller und mit ihrer Trauer eher für sich. Dies kann unter dem Aspekt einer Doxa betrachtet werden, denn es gibt hier Erwartungen, wie sich Mütter oder Väter zu verhalten haben. Wenn Elternbeziehungen von einer idealtypischen Vorstellung abweichen, so gibt es hier auch Zuschreibungen von Trauernormen in Bezug auf Stiefelternschaft. Wie *doxastische Positionen* (Schützeichel 2017) der Trauer auf Familien wirken, wurde anhand des Beispiels des Begräbnisses des Bruders von Andrea erläutert und wurde als Familieninszenierung im Sinne des *doing perfect family* gefasst. Sabina berichtet etwa von der Tradition als Familie zu Allerheiligen die Gräber der Verwandten zu besuchen, die durch diese *doxastischen Positionen* (Schützeichel 2017) wirkt.

In beiden Fällen ist diese Inszenierung für die Geschwister emotional zu viel, da hier einerseits erneut eine familiäre Trauer mitanzusehen ist. Andererseits sehen sie sich oftmals in der Verantwortung, diese Trauer mittragen zu müssen. Das Grab selbst nimmt in Bezug auf *doing perfect family* in beiden Fällen einen zentralen Stellenwert ein. Während die Eltern sich in einer Verantwortung sehen, eine entsprechende Grabpflege zu leisten, besteht anfangs eine gewisse Scheu von den Geschwistern, (allein) an das Grab zu gehen. Das erzeugt jedoch Schamgefühle, da es seitens der Eltern Erwartungen an die Geschwister der\*des Verstorbenen gibt. Die Grabstätte wird ein personifizierter Ort für die\*den Suizident\*in und der außenstehenden Öffentlichkeit muss gezeigt werden, dass sich die Familie kümmert. Ein interessanter Aspekt dabei war, dass die Trauer der Eltern nach außen inszeniert werden konnte, jedoch innerhalb der Familie kein Diskursraum über den Suizid bestand. Dieses (Ver-)Schweigen erzeugt ein Tabu, welches wiederum auf Resilienzen wirkt. Es zeigte sich auch, wie nahe hiermit Scham einhergeht, wenn eine vermeintlich intakte Familie regelrecht auseinanderbricht. Durch die Psychologisierung und Psychiatrisierung vom Suizid an sich, werden Eltern, aber auch

Geschwister, stigmatisiert, sie hätten eine psychische Krankheit nicht rechtzeitig erkannt, konnten nicht helfen und diese Angehörige können sich diesem Stigma jedoch ebenfalls unterwerfen. In ihrer Studie *Understanding suicide* entwickelt Jacob (2008) eine Gemeinsamkeit ihrer interviewten Familien: die Schuld am Suizid sei immer außerhalb der Familie zu verorten. Die tatsächliche Antwort auf die Frage nach dem Warum könnte nur die\*der Suizident\*in selbst geben und somit bleibt diese Frage unbeantwortet im Raum. Hinterbliebene müssen dann die Entscheidung treffen, ob und wann sie über den Suizid sprechen oder ihn tatsächlich verschweigen. Dies kann jedoch im Sinne des Kommunikationskontinuums<sup>27</sup> als Resilienz betrachtet werden.

Suizid-Hinterbliebene sehen sich immer wieder in einem öffentlichen Rahmen mit der Frage konfrontiert, ob sie Kinder oder Geschwister hätten. Während vor dem Suizid die Antwort darauf inkorporiert oder verinnerlicht war, so stehen sie nun vor einer stetigen Herausforderung, die vermeintlich richtige Antwort geben zu müssen. Damit wird konstant eine Entscheidung getroffen, ob die\*der Suizidentin erwähnt oder verschwiegen wird. Dies steht erneut in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Scham und Tabuisierung und folglich kann von einer doppelten Scham gesprochen werden. Wählen Hinterbliebene das offene Ansprechen und damit auch die Enttabuisierung, so kann das Gegenüber mit Stille reagieren. Es entsteht ein Dilemma der Tabuisierung, sei es durch eine Überforderung oder tatsächlichen Stigmatisierung des Suizids. Familienangehörige empfinden eine Etikettierung der nicht funktionierenden Familie. Um dieser zu entgehen, kann der Suizid möglicherweise verschwiegen werden, dadurch kommt es jedoch zu einer doppelten Tabuisierung. Doch was passiert, wenn Hinterbliebene glauben, sie würden stigmatisiert? Hier könnte das Thomas-Theorem<sup>28</sup> (1928) Anschluss finden, denn Hinterbliebene könnten real in ihren Konsequenzen sein und sich wie stigmatisierte Personen verhalten. Stigmatisierung entsteht jedoch häufig durch die Zuschreibung einer psychischen Erkrankung nach dem Suizid. Ob es die einer Schizophrenie oder Depression ist, die bis zum Zeitpunkt des Suizids an sich keine Existenz hatte und nun als erklärende Diagnose gestellt wird. Eltern oder Geschwister werden erneut in die Rolle gedrängt, die der Familie mit der ureigenen Verantwortung, füreinander da zu sein, nicht erfüllt zu haben. Durch diese Stigmatisierung wird jedoch die Schuld nach außen getragen, möglicherweise um als Familie weiterhin existieren zu können. Die soziale und familiäre Herkunft wird um eine suizidale Herkunft erweitert und im Zuge des *doing perfect family* neu verinnerlicht.

---

<sup>27</sup> Siehe Abbildung 15: Kontinuum Kommunikation über den Suizid – eigene Darstellung (S75).

<sup>28</sup> „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas 1928 zit. nach Neckel et al. 2010, 21)

Das zweite theoretische Konzept *post-suicidal world* steht in Verbindung zum ersten Konzept des *doing perfect family*. Durch die immerwährende Entscheidung zwischen einer offenen oder verschlossenen Kommunikation entsteht ein Kontinuum. Je nach Situation können Suizid-Hinterbliebene aktiv oder passiv die Entscheidung treffen, über den Suizid zu reden oder nicht. Es wird dadurch eine *post-suicidal world* geschaffen, indem nicht nur die\*der Verstorbene weiterhin existieren kann, sondern die\*der Hinterbliebene selbst. Wenn ein Suizid einer\*eines signifikanten Anderen die Identität zerstört (Jakoby 2012, 421), so muss folglich eine neue entstehen. Die Analysen zeigten, dass sich sowohl Sabina als auch Andrea dem Tod nun „entgegenstellen“. Die neue Identität konzentriert sich auf die physische und vor allem psychische Gesundheit. Die Todesnachrichten aus dem Freundeskreis werden hingenommen, aber durch das Erleben des Verlustes und die Zerstörung der bisherigen Identität muss sich die neue abgrenzen und Stärke zeigen. Gleichzeitig entsteht unmittelbar die Angst einer fehlenden Empathie. Denn die Erwartungen und Normen existieren, wie sich Mitmenschen bei Erhalt von Todesnachrichten zu verhalten haben und erneut entsteht Scham. Suizid-Hinterbliebene würden oftmals unter Langzeitfolgen wie Depressionen leiden und/oder ein höheres Risiko für Drogen- oder Alkoholmissbrauch tragen (vgl. Andriessen 2012; Cerel 2008; Jacob 2008; Jakoby 2014; Oexle & Rüscher 2018; Provini & Everett 2000). Jedoch dieser Aspekt der neuen Identität in der *post-suicidal world*, die sich auf Gesundheit und Vitalität fokussiert, wirft ein neues Licht auf Suizid-Hinterbliebene. Durch diese neue Identität, die auch für Irritation beim Gegenüber sorgen kann, könnte auch als „gespaltener Habitus“ (Bourdieu 2017) betrachtet werden.

Das Warum nach einem Suizid und die Frage, ob die\*derjenige tatsächlich sterben wollte, haben in der *post-suicidal world* Relevanz. In der neuen Welt finden die Suizident\*innen ihren Frieden und damit die Hinterbliebenen ebenfalls. Die Erzählungen über die Verstorbenen wären immer auch Erzählungen über sich selbst (Jacob 2008). Wird die empfundene und konstruierte Schuld aus der Familie hinausgetragen, so kann in der *post-suicidal world* an die eigene Schuldlosigkeit geglaubt werden. In diesem Zusammenhang wurde auch die Rolle von Religiosität und der Institution Kirche kurz beleuchtet. Es werden Rituale eingeführt, wo der Kontakt zu den Verstorbenen aufrechterhalten bleiben kann, sei es in Form von Briefen oder tatsächlichen Gesprächen mit ihren Fotoportraits oder an ihren Grabstätten. In der *post-suicidal world* ist ein Dialog weiterhin möglich.

Die beiden theoretischen Konzepte *doing perfect family* und *post-suicidal world* können jedoch nicht getrennt voneinander gedacht werden, da sie miteinander verbunden sind und sich überschneiden. Die damit einhergehenden äußeren und inneren Dimensionen, sowie Scham und Stigmatisierung bringen umso deutlicher hervor, dass das Phänomen Suizid und suizidale(s) Trauer(n) komplex sind.

## 8.5. Weiterführende Forschung

Weitere Forschungen, die an diese Arbeit anschließen können, sind einerseits hier zugeschriebene Geschlechterrollen näher zu beleuchten. Die Analysen und Ergebnisse haben hier Unterschiede in der Trauer gezeigt, was möglicherweise mit der Vorstellung oder Sozialisation von männlich und/oder weiblich sein in Zusammenhang stehen könnte. Ebenfalls könnten Forschungen den binären – heteronormativen – Fokus erweitern und alle Geschlechtsidentitäten inkludieren. Ein weiterer Aspekt in Bezug auf Kommunikation und Resilienz könnte einen näheren Bezug zur sozialen Herkunft spannen. Eine zusätzliche Perspektive ist das Hinaustreten in eine Öffentlichkeit nach einem Suizid. Die Frage nach dem Warum und der jeweiligen Bedeutungsrelevanz, unabhängig ob Podcasts, Literatur oder eine Masterarbeit entstehen, scheint hier zentral.

Die im Zuge der Masterarbeit entstandene Forschungsarbeit sollte eine Möglichkeit aufzeigen, wie die Suizid-Forschung von autosozilogischen oder autoethnographischen Zugängen enorm profitieren kann. Hier können neue Aspekte, die in Interviewsituationen eventuell niemals zur Sprache kommen, die ich als *hidden dimensions* bezeichne, sichtbar werden.

Wenn Weber (1990) meint, „Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1990), dann ist eine wissenschaftliche Akzeptanz eines autosozilogischen, -ethnographischen Zuganges, der einer stetigen Objektivierung und Reflexion unterworfen wird, unerlässlich. Die Themen Suizid, Tod und Sterben dürfen innerhalb der Soziologie kein randständiges Forschungsthema bleiben.

## 9. Reflexion

Das Kapitel einer Reflexion ist im Zuge der vorliegenden Masterarbeit ein enorm wichtiges, denn es handelt sich unter anderem um einen autosozilogischen Zugang. Es sollte hier nicht nur eine Forschungslücke aufgegriffen und eine Erweiterung zu quantitativer Sozialforschung im Zusammenhang mit dem Phänomen Suizid dargestellt, sondern auch möglicherweise die gewinnbringende Möglichkeit eines autosozilogischen Zugangs herausgestrichen werden. Die eigenen Erfahrungen, die eigene Fallgeschichte und das Selbst wurden in einem langwierigen Prozess einer Objektivierung in abstrakte Daten verwandelt. Es fiel nicht immer leicht, einerseits den nötigen Abstand einzunehmen und andererseits war insbesondere in dieser tabuisierten Thematik das Wissen einer sogenannten *hidden dimension* essenziell. Denn es sind die Erfahrungen der eigenen

Familiengeschichte und der eigenen entwickelten Resilienz von Relevanz, die womöglich in Interviewsituationen niemals in der Offenheit angesprochen werden. Bei beiden Interviews erwähnte meine Gesprächspartnerin, sie hätte noch nie mit jemanden so offen über den Suizid ihrer Schwester gesprochen. Es hätte hier kein schöneres Kompliment geben können und damit die Bestätigung, dass es sich hierbei um ein soziologisch höchst relevantes Thema handelt.

Der Suizid ist ein zentraler Moment für Hinterbliebene, der für das weitere Leben immer präsent und prägend ist. Durch die gemeinsame Erfahrung, ein Familienmitglied durch Suizid zu verlieren, gab es mit meiner Gesprächspartnerin eine Art Vertrauensverhältnis und somit einen geschützten Raum, in dem es kein Tabu geben sollte. Es konnten auch Gefühle thematisiert werden, die möglicherweise als sozial nicht erwünscht empfunden werden, wie etwa nicht genügend Traurigkeit zeigen zu können oder eine Wut der verstorbenen Person gegenüber.

Oftmals kamen Zweifel auf, ob ich an meinem Bruder, meinen Eltern oder generell an meiner Familie eine Art Verrat begehe. Aber auch Zweifel, ob ich hier eine nötige Distanz einnehmen kann. Während in Frankreich einige Soziolog\*innen durchaus den Weg einer Autoethnographie oder Autozoziologie gegangen sind, ist dies im deutschsprachigen Raum noch eher eine Seltenheit. Menschen, so auch Forscher\*innen, erzählen immer aus ihrer eigenen Perspektive und folglich gilt das auch für Soziolog\*innen und das ist wichtig (Jacob 2008; Becker 2007). Jean Améry (1976) versucht in seinem Werk *Hand an sich legen- Diskurs über den Freitod* diesen zu fassen, fernab von einer Psychologie oder Soziologie. Er will den Freitod, wie er ihn nennt, aus innen heraus sehen, da er meist von außen betrachtet wird. Er schließt sein schriftstellerisches Werk mit den Worten „Wir sollten ihnen [die\*den Suizident\*innen] Respekt vor ihrem Tun und Lassen, sollten ihnen Anteilnahme nicht versagen, zumalen [!] ja wir selber keine glänzende Figur machen“ (Améry 1976, 173). Was tatsächlich passiert ist, bleibt immer vage oder ein Rätsel, jedoch Wirklichkeit wird letztlich rekonstruiert.

Ganz im Sinne einer qualitativen Forschung, war hier der Forschungsrahmen nicht von Anfang an festgeschrieben. Während zu Beginn der ersten Ideen der Masterarbeit hier noch ein ausschließlich autozoziologischer Zugang geplant war, erwies sich dieser in der Umsetzung her jedoch schwierig. Durch den offenen Zugang innerhalb der Forschung und des Forschungsprozesses, fanden in Gesprächen, unter anderem mit meinem Betreuer ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht, weitere Überlegungen statt, wie ich zu zusätzlichem Datenmaterial kommen könnte und es wurde ein Vergleichsfall inkludiert. Im Zuge des zyklischen Prozesses kam ich zu der Erkenntnis, dass hierbei ein einziger, der sehr intensiv beforscht wurde, ausreichend sei. Durch diese Miteinbeziehung wurde es zwar keine ausschließliche Autozoziographie, aber es sind laufend autozozio- und ethnographische

Aspekte eingeflossen und daraus konnte ein dichtes Bild entstehen. Jacob (2008) streicht in ihrer Forschung *Understanding Suicide* die wichtige Rolle der Forscher\*innen heraus und auch Charmaz (2014) spricht in ihrem Werk *Constructing Grounded Theory* von eben dieser, wie bereits in den jeweiligen Kapiteln zuvor bereits ausgeführt wurde. Denn es sind nun einmal auch die Soziolog\*innen, die in ihren Forschungsarbeiten die Entscheidungen treffen, insofern habe ich dahingehend Einfluss genommen, aber in derselben Art und Weise wie meine soziologische Kolleg\*innenschaft, nämlich indem Entscheidungen getroffen werden (müssen).

Hirschauer (2001) geht hinsichtlich der Ethnographie unter anderem auf das Thema Vergessen ein. In diesem Zusammenhang ist es mir wichtig, hervorzuheben, dass ich nicht anhand von (subjektiven) Erinnerungen vorgegangen bin, sondern sowohl Briefe als auch Tagebucheinträge interpretierte. Hätte dies eine andere Person übernommen, so wären eventuell andere theoretische Kategorien entstanden. Durch die Pandemie musste die geplante Analyse in Gruppen jedoch adaptiert werden. Oftmals stoßen wir mit unserer Sprache aber auch an unsere Grenzen, argumentiert Hirschauer und so entstehe eine Lücke oder ein Sprung in der Wissenschaft, die weitgehend Text wäre, jedoch ihre Gegenstände seien es nicht (Hirschauer 2001, 447). An dieser Stelle spanne ich diesen Bogen zurück auf das Nicht-Gesagte oder Nicht-Geschriebene in den Tagebüchern/Briefen aus dem Jahr 1988. Hier treffe ich nun die Annahme, wenn ein\*e andere\*r Forscher\*in diese ausgewertet hätte, könnte die durchaus relevante Tatsache nicht einfließen, warum der erste Tagebucheintrag und der erste Brief im April 1988 mit Bleistift verfasst wurde. Das ist genau diese *hidden dimension*, die hier meines Erachtens so relevant ist. Es wurde damals eigens ein Bleistift dafür gesucht, damit diese unfassbare Nachricht, der Suizid meines Bruders, vielleicht doch nur ein Irrtum war und somit die Möglichkeit weiterhin gegeben war, alles regelrecht ausradieren zu können – den Tagebucheintrag, den Brief und den Suizid – und somit ungeschehen zu machen. Und das veranschaulicht das Bilden der *post-suicidal world* mit Erhalt der Nachricht des Suizids selbst.

Ein Aspekt wurde beispielsweise nicht in dieser Masterarbeit behandelt, nicht aufgrund fehlender Relevanz, sondern aufgrund forschungsethischer Aspekte: die Psycho- und/oder Gesprächstherapie. Es soll an dieser Stelle erwähnt werden, dass insbesondere nach einem Suizid ein offener Diskursraum von immenser Wichtigkeit ist. Auch hier wirken Trauer und doxastische Symptome im Sinne einer Erwartungshaltung, bald wieder „funktionieren“ zu müssen. Ein geschützter Raum, in dem über etwaige suizidale Gedanken offen gesprochen werden kann, ist somit unerlässlich, denn diese Gedanken werden tabuisiert. Wenn sich Geschwister-Hinterbliebene nach einem Suizid Fragen stellen, ob eine mögliche psychische Erkrankung vererbbar ist, ob sie in Zukunft eventuell auch darunter leiden und sich auch die Methode des eigenen Suizids vorstellen, dann ist das von Relevanz! Und zwar nicht

nur aus einer psychologischen, sondern unbedingt auch von einer soziologischen Betrachtung, denn hier wirken gesellschaftliche Mechanismen, die Schützeichel (2017) unter einer Doxa fasst.

Meine Masterarbeit ist keinesfalls ein Standard, es war einerseits ein introspektives und andererseits ein exploratives Verfahren. Fortlaufende Reflexionsarbeit während des gesamten Forschungsprozesses war wichtig. Durch den vorrangigen Forschungsblick aus einer psychologischen Betrachtung auf das Thema Suizid, wurde unter anderem auch psychologische Literatur verwendet. Jedoch wurde diese stets einer Berücksichtigung des soziologischen Settings und der Relevanz für die Soziologie unterzogen und soll folglich eine Bereicherung darstellen. Es war selbstverständlich ein emotionales Thema für mich, vor allem wenn durch eine weltweite Pandemie Jugend, alte Menschen, Alleinstehende und viele mehr mit Depressionen konfrontiert sind. Das zeigt jedoch auch die notwendige Relevanz zu dieser Thematik. Im Nachgespräch meines ersten Interviews sagte meine Gesprächspartnerin kurz vor unserer Verabschiedung, dann helfe dieser Wahnsinn wenigstens mir für meine Masterarbeit und damit möchte ich mich noch einmal herzlich bei ihr bedanken.

Es ist meines Erachtens immer eine Gratwanderung Unterscheidungen in Bezug auf die Trauer Suizid-Hinterbliebener und Hinterbliebener zu treffen. Indem ich eine mögliche Andersartigkeit argumentiere, könnte daraus ebenfalls Scham resultieren. Gleichzeitig nehme ich jedoch subjektiv einen Unterschied wahr im Umgang mit anderen Todesfällen in meinem persönlichen Umfeld. Wie zuvor bereits erläutert, ist dies möglicherweise ebenfalls als ein Kontinuum zu betrachten, da Trauer eben keinem linearen Prozess folgt. In der Folge *Suizid und Trauer: wir sprechen darüber* des Insel-Milieu Podcasts, merkt eine Hörerin<sup>29</sup>, deren Lebensgefährte Suizid ausübte, an, sie wolle keine Unterscheidung der Trauer. Diese Aussage könnte jedoch wiederum diese Zuschreibung sein, die bei ihr diese Scham und/oder Stigmatisierung auslöst und somit bildet sie sich ebenfalls ihre *post-suicidal world*, in der eine Unterscheidung als nicht notwendig und/oder sinnvoll erachtet wird.

Ein paar abschließende Gedanken zum Thema soziologischer Relevanz: Das Sterben betrifft jede\*n von uns. Daher ist es auch die Aufgabe der Soziologie, sich mit dem Sterben tiefgreifend auseinanderzusetzen und dieses nicht als randständiges Thema zu fassen. Wenn Suizid eine Möglichkeit davon ist, würde auch die Frage anschließen, wem das eigene Leben gehört<sup>30</sup>. Es gibt hierzu bereits Forschungen im Bereich der Palliativmedizin und Sterbehilfe, aber auch noch Forschungslücken. Suizid steht stark in Verbindung mit psychischen Erkrankungen und Jacob (2008)

---

<sup>29</sup> Aufgrund der Stimme schreibe ich hier eine weiblich gelesene Person zu.

<sup>30</sup> Mit dieser Thematik befasst sich Ursula Baumann (2001) in ihrer Dissertation *Vom Recht auf den eigenen Tod. Die Geschichte des Suizids vom 18. Bis zum 20. Jahrhundert*.

hat in ihrer Dissertation eine soziale Konstruktion dessen herausgearbeitet (Jacob 2008). Die Suizidprävention versucht Suizide zu verhindern und dies ist selbstverständlich notwendig. Allerdings muss die Soziologie, neben der Psychologie, hier ebenfalls eine tragende Rolle erhalten. Denn wie eine Tabuisierung erzeugt wird, wie Scham oder Stigmatisierung entstehen, ist nicht ausschließlich ein individuell relevantes Thema, sondern muss aus einer soziologischen Sichtweise heraus betrachtet werden.

Es war der Versuch der Gruppe von Hinterbliebenen nach einem Suizid eine Stimme zu geben, die niemals ein Interview geben oder eine Therapie in Anspruch nehmen würden, ohne diese ethisch in irgendeiner Art und Weise diskreditieren zu wollen. Es ist das Aufzeigen dieser existierenden Gruppe, die ebenfalls das Anrecht hat, gesehen zu werden. Denn wenn es nach jedem Suizid auch nur eine\*n Hinterbliebene\*n gäbe, die\*der zu dieser Gruppe gehört, dann sprechen wir von über 700.000 Menschen weltweit, die jährlich größer wird. Es war mir ebenfalls ein Anliegen, hier die Perspektive auch auf die Suizident\*innen selbst zu richten, denn Suizide werden mittels einer Statistik erfasst und die Menschen dahinter somit gewissermaßen *entindividuiert*. Es steht jedoch jeweils ein Menschenleben dahinter und Angehörige hinterlässt, die in einem sozialen Geflecht zurechtkommen und sich ihre Resilienzen daraus entwickeln müssen. Die Themen Suizid, der Tod und das Sterben sollen und dürfen innerhalb der Soziologie kein randständiges Forschungsthema sein oder bleiben.

## Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz. 2009. *Einführung in die Soziologie: Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.
- Abend, Gabriel. 2008. *The Meaning of 'Theory' Sociological Theory*. 26(2), 173–199. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9558.2008.00324.x>.
- Adams, Tony E.; Holman Jones, Stacey; Ellis, Caroline. 2015. *Autoethnography*. Oxford: Oxford University Press.
- Améry, Jean. 2017. *Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod*. 16. Auflage (Original 1976). Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Andersson, Tanetta E. 2012. *"Nobody Talks About Suicide, Except If They're Kidding": Disenfranchised Grief, Coping Strategies, and Suicide Survivor Identity in Peer Suicide Grievors* [Doctoral dissertation, Case Western Reserve University]. OhioLINK Electronic Theses and Dissertations Center. [http://rave.ohiolink.edu/etdc/view?acc\\_num=case1339195947](http://rave.ohiolink.edu/etdc/view?acc_num=case1339195947).
- Andriessen, Karl; Kryszynska Karolina. 2012. *Essential Questions on Suicide Bereavement and Postvention*. In: *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 9(1), 24–32. <https://doi.org/10.3390/ijerph9010024>.
- Becker, Howard S. 2007. *Erzählen über Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Becker, Howard S. 2019. *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften.
- Benjamin, Walter. 2020. *Das Passagen-Werk*. Gesammelte Schriften. Band V.1. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas. 2016. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Blee, Kathleen M. 2018. *Studying The Enemy*. In: *Understanding Racist Activism*. 1st edition. 13–20. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315461533-3>.
- Bourdieu, Pierre. 2017. *Ein Soziologischer Selbstversuch*. 6. Auflage. Frankfurt Am Main: Suhrkamp. Print. Edition Suhrkamp 2311.
- Bourdieu, Pierre. 2020. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt Am Main: Suhrkamp Verlag.

- Bourdieu, Pierre. Wacquant, Loïc. 2017. *Reflexive Anthropologie*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1793.
- Cerel, Julie; Jordan, John R.; Duberstein, Paul R. 2008. *The impact of suicide on the family*. In: *Crisis* 2008; Volume 29 (1): 38-44.
- Charmaz, Kathy. 2014. *Constructing Grounded Theory*. 2nd Edition. London: SAGE.
- Dörr, Tom. 2018. *Soziologie der Scham*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 70(3), 507–509. <https://doi.org/10.1007/s11577-018-0569-z>.
- Douglas, Jack D. 1967. *The Social Meanings of Suicide*. Princeton: Princeton University Press.
- Durkheim, Emile. 2017. *Der Selbstmord*. Berlin: Suhrkamp.
- Elias, Norbert; Hammer, Heike (Hg.). 2002. *Gesammelte Schriften*. 6. *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*. 1. Auflage. Suhrkamp.
- Eribon, Didier. 2017. *Gesellschaft als Urteil*. 1. Auflage. Berlin: Suhrkamp Verlag, Print. Edition Suhrkamp. Sonderdruck.
- Eribon, Didier. 2018. *Rückkehr nach Reims*. 18. Auflage. Berlin: Suhrkamp Verlag, Print. Edition Suhrkamp. Sonderdruck.
- Etkind, Marc. 1997. *... Or Not to be. A Collection of Suicide Notes*. New York: Riverhead Trade.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred. 2020. *Das qualitative Interview: Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred. 2009. *Interpretative Sozialforschung: der Prozess*. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.
- Fullagar, Simone. 2003. *Wasted lives: the social dynamics of shame and youth suicide*. *Journal of Sociology* (Melbourne, Vic.), 39(3), 291–307. <https://doi.org/10.1177/0004869003035076>.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm. 1998. *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Goffman, Erving. 2018. *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Harwood, Daniel; Hawton, Keith; Hope, Tony; Jacoby, Robin. 2002. *The grief experiences and needs of bereaved relatives and friends of older people dying through suicide: a descriptive and case-*

- control study*. Journal of Affective Disorders, 72(2), 185–194. [https://doi.org/10.1016/S0165-0327\(01\)00462-1](https://doi.org/10.1016/S0165-0327(01)00462-1).
- Hein, Christof. 2020. Indiens Bauern sehen keine Zukunft mehr. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/arm-und-reich/wie-corona-und-agrargesetze-indischebauern-in-den-suizid-treiben-17090509.html> (Zugegriffen: 11.12.2020).
- Hirschauer, Stefan. 2001. *Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung*. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 30, Heft 6, 429-451.
- Hoffmann, Susanne. 2009. *Suizidalität im Alltagsdiskurs. Populäre Deutungen des „Selbstmords“ im 20. Jahrhundert*. In: Historical Social Research / Historische Sozialforschung 2009, Volume 34, No. 4 (130): 188-203. <http://www.jstor.org/stable/20762406>. (Zugegriffen: 13.11.2020).
- Jacob, Nina. 2008. *Understanding suicide: Conversations with the bereaved*. ProQuest Dissertations Publishing.
- Jacobsen, Michael Hviid; Petersen, Anders. 2019. Exploring Grief. Towards a Sociology of Sorrow. London and New York: Routledge. Taylor and Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9780429201301>.
- Jaquet, Chantal (2018): Zwischen den Klassen: über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz UP Print.
- Jakoby, Nina. 2012. *Trauer als Forschungsgegenstand der Emotionssoziologie*. In A. Schnabel, R. Schützeichel (Hg.), Emotionen, Sozialstruktur und Moderne (S. 407–424). Wiesbaden: Springer.
- Jakoby, Nina. 2013. *Die gesellschaftliche Verteilung von Traurigkeit. Eine emotionssoziologische Analyse*. In: ÖZS. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 38(1), 33. <https://doi.org/10.1007/s11614-013-0068-4>.
- Jakoby, Nina; Thönnies, Michaela (Hg.). 2017. *Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge*. Wiesbaden: Springer VS.
- Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang. 2004. *Sozialtheorie: Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jordan, John R. 2001. *Is Suicide Bereavement Different? A Reassessment of the Literature*. In: Suicide and Life-Threatening Behavior, 31(1), 91–102. <https://doi.org/10.1521/suli.31.1.91.21310>.
- Krause, Rainer. 1994. *Verlust, Trauer und Depression – Überlegungen auf der Grundlage der Emotionsforschung*. In: Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse 4: 324–340.

- Kebede, Alem. 2009. *Practicing Sociological Imagination through Writing Sociological Autobiography*. In: *Teaching Sociology*, 37(4), 353–368. <https://doi.org/10.1177/0092055X0903700404>.
- Kluge, Friedrich. 1963. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 19. Auflage. Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- Lamnek, Siegfried. 2010. *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Lester, David. 2015. *The "I" of the storm. Understanding the suicidal mind*. Warsaw: De Gruyter Open Poland.
- Lotter, Maria-Sibylla. 2022. *Scham, Schuld, Verantwortung. Über die kulturellen Grundlagen der Moral*. Berlin: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.
- Lueger, Manfred. 2009. *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.
- Mack, Jana; Breitkopf, Julia. 2021. Suizid & Trauer: wir sprechen darüber. In: Insel-Milieu. Der Reportage Podcast. <https://www.inselmilieu-reportage.at/03-suizid-trauer-wir-sprechen-darber> (Zugegriffen: 22.02.2022)
- Macho, Thomas. 2017. *Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Menninger, Karl. 1978. *Selbsterstörung. Psychoanalyse des Selbstmords*. Frankfurt/Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.
- Neckel, Sighard. 2010. Glaube kann Berge versetzen. In: Neckel, Sighard; Mijić, Ana; von Scheve, Christian; Titton, Monica (Hg.). 2010). *Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Oexle, Nathalie; Rüsich, Nicolas. 2018. *Stigma – Risikofaktor und Konsequenz suizidalen Verhaltens*. In: *Nervenarzt*. 2018: 779-83. München: Medizin Verlag GmbH.
- Öffentliches Gesundheitsportal Österreich. 2019. <https://www.gesundheit.gv.at/aktuelles/welttag-der-psychischen-gesundheit> (Zugegriffen: 11.11.2020).
- Olk, Matthias. 2017. Émile Durkheims Religionsverständnis. In: *Zeitschrift für junge Religionswissenschaft* [Online], 12|2017, Online erschienen am: 23 November 2017. <http://journals.openedition.org/zjr/875>. (Zugegriffen: 08.04.2019).
- Owens, Christabel; Lambert, Helen; Lloyd, Keith; Donovan, Jenny. 2008. *Tales of biographical disintegration: how parents make sense of their sons' suicides*. In: *Sociology of Health & Illness*, 30(2), 237–254. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9566.2007.01034.x>.

- Pettenkofer, Andreas. 2012. Von der Situation ergriffen. In: Schnabel, Annette; Schützeichel, Rainer (Hg.). *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne*. 201–226. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-93443-3\\_10](https://doi.org/10.1007/978-3-531-93443-3_10).
- Phillips, David P. 1974. *The Influence of Suggestion on Suicide: Substantive and Theoretical Implications of the Werther Effect*. In: *American Sociological Review*. Volume 39: No. 3. 340–54. <https://doi.org/10.2307/2094294>.
- Provini, Celine; Everett, Jessica R.; Pfeffer, Cynthia R. 2000. *Adults mourning suicide, self-reported concerns about bereavement, needs for assistance, and help-seeking behavior*. In: *Death studies* 24: 1: 1-19. <https://uaccess.univie.ac.at/login?url=https://www-proquest-com.uaccess.univie.ac.at/scholarly-journals/adults-mourning-suicide-self-reported-concerns/docview/231385550/se-2?accountid=14682> (Zugegriffen: 13.11.2020).
- Reichel Michael. 2021. *Psychische Belastung in Österreich durch Corona stark gestiegen*. In: *Die Presse*. <https://www.diepresse.com/5950084/psychische-belastung-in-osterreich-durch-corona-stark-gestiegen> (Zugegriffen: 29.03.2021).
- Ritchie, Hannah; Roser, Max; Ortiz-Ospina, Esteban. 2015. *Suicide*. Published online at OurWorldInData.org. Retrieved from: '<https://ourworldindata.org/suicide>' (Zugegriffen: 29.03.2022).
- Scheff, Thomas J. 2000. *Shame and the Social Bond: A Sociological Theory*. In: *American Sociological Association. Sociological Theory*, 18(1), 84–99. <https://doi.org/10.1111/0735-2751.00089>.
- Schützeichel, Rainer. 2017. *Sinnwelten des Trauerns. Eine Professionalisierung von Trauerarbeit*. In: Jakoby, Nina; Thönnies, Michaela (Hg.). *Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Seneca, Lucius Annaeus. 1959. *Vom glückseligen Leben*. Band 526. Goldmanns gelbe Taschenbücher. München: Wilhelm Goldmann Verlag.
- Shostak Arthur B. (1996): *Private Sociology. Unsparing reflections, uncommon gains*. New York: General Hall Inc.
- Sozialministerium. 2020. *Suizid und Suizidpräventionsbericht* des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz. <https://www.sozialministerium.at/Themen/Gesundheit/Nicht-uebertragbare-Krankheiten/Psychische-Gesundheit/Suizid-und-Suizidpraevention-SUPRA.html> (Zugegriffen: 11.04.2022)

- Statistik Austria. Todesursachen.  
[https://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/gesundheit/todesursachen/index.html](https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/gesundheit/todesursachen/index.html) (Zugegriffen: 13.11.2020).
- Strauss, Anselm. 1998. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. Unveränderter Nachdruck der 2. Auflage. Stuttgart: Fink.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet. 1999. *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlags-Union.
- Stroebe, Margaret S.; Stroebe, Wolfgang; Hansson, Robert O. 1993. *Handbook of bereavement: Theory, research, and intervention*. Cambridge University Press.
- Strübing, Jörg. 2021. *Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. 4. Auflage. Springer Fachmedien Wiesbaden Imprint: Springer VS.
- Thompson, Neil; Cox, Gerry R. 2017. *Handbook of the Sociology of Death, Grief, and Bereavement*. Taylor and Francis. <https://doi.org/10.4324/9781315453859>.
- Valentine, Christine. 2006. *Academic constructions of bereavement*. In: *Mortality*. Abingdon, England. 11(1), 57–78. <https://doi.org/10.1080/13576270500439274>.
- Von Scheve, Christian. 2013. *Sighard Neckel: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. In: Senge, K; Schützeichel, R. *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. 236–243. Springer Fachmedien Wiesbaden. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-93439-6\\_34](https://doi.org/10.1007/978-3-531-93439-6_34).
- Weber, Max. 1990. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wiener Werkstätte für Suizidforschung. <http://www.suizidforschung.at/members/> (Zugegriffen 13.11.2020).
- Wilkins, Ruth. 1993. Taking it personally: a note on emotion and autobiography. In: *Sociology*. Volume 27 Issue 1 93-100. Oxford. <https://doi.org/10.1177/003803859302700109>.
- Willemsen, Roger. 2007. *Der Selbstmord: Briefe, Manifeste, literarische Texte*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Witzel, Andreas. 2000. *Das problemzentrierte Interview*. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1 (1), Art. 22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.

World Health Organization. 2019. *Suicide in the world*. <https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/suicide> (Zugegriffen 11.04.2022).

## Tabellen-/Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1: Death rates from Suicide 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)</i>	10
<i>Abbildung 2: Suicide death rate by age, World, 1990 to 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)</i>	11
<i>Abbildung 3: Suicide death rates by sex, World, 1990 to 2017 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)</i>	11
<i>Abbildung 4: Suicide rate, 2000 to 2019 (Institute for Health Metrics and Evaluation 2021; Ritchie et al. 2015)</i>	12
<i>Abbildung 5: Parallelität der Arbeitsschritte im Verfahren der Grounded Theory (nach Strauss 1991, 46 zit. nach Strübing 2004, 12)</i>	50
<i>Abbildung 6: Prozess Grounded Theory nach Charmaz (2014) – eigene Darstellung</i>	54
<i>Abbildung 7: Tagebucheintrag Andrea Zitter 8. April 1988</i>	55
<i>Abbildung 8: Auswertung TBE 8.4.1988</i>	59
<i>Abbildung 9: Brief1/S3 9.04.1988</i>	59
<i>Abbildung 10: Auswertung Brief 1 9.04.1988</i>	60
<i>Abbildung 11: Auswertung Interview 1 S1/Z7</i>	61
<i>Abbildung 12: Auswertung Interview 1 S8/Z263</i>	62
<i>Abbildung 13: Auswertung Interview 1 S8/Z283</i>	63
<i>Abbildung 14: Quelle: eigene Aufnahme von Andrea</i>	70
<i>Abbildung 15: Kontinuum Kommunikation über den Suizid – eigene Darstellung</i>	75
<i>Abbildung 16: Graphische Darstellung des entwickelten theoretischen Konzepts – eigene Darstellung</i>	80

## Abstract

Jährlich sterben global gesehen 800.000 Menschen durch Suizid und im Jahr 2019 waren es in Österreich 1.113 Personen, wobei jedes Land, Region, Alter und Geschlecht betroffen sind. Wenn die wissenschaftliche Forschung von etwa zehn bis Einhundert Hinterbliebenen ausgeht, so sind allein in Österreich etwa 100.000 Personen Suizid-Hinterbliebene. In der vorliegenden Masterarbeit werden diese als jene Personen gefasst, deren Leben sich durch den suizidalen Verlust ändert. Die behandelte Forschungsfrage lautet: „*Welche Resilienzen entwickeln Hinterbliebene, die eine nahestehende Person durch Suizid verloren haben?*“. Folgende theoretischen (Vor-)Überlegungen sind eingeflossen: Trauer(n), Scham und Stigma, sowie soziale Herkunft, wobei diese in Verbindung zur Autoethnografie dargelegt wurde. Die methodisch-empirische Vorgehensweise war einerseits, anhand von Briefen/Tagebucheinträgen, autoethnografisch und andererseits wurden ein weiterer Vergleichsfall, eine Podcast Folge zur Thema Trauer und Suizid, sowie ein Expert\*innen-Interview herangezogen. Mittels Grounded Theory nach Charmaz (2014) konnten zwei Theorie-Konzepte anhand der beiden kontrastierenden Fälle entwickelt werden: *doing perfect family* und *post-suicidal world*, wobei bei beiden Trauer(n) eine zentrale Relevanz darstellten und immer mit *doxastisch* wirkenden Normen verbunden ist. *Doing perfect family* wurde anhand der Inszenierung eines Begräbnisses, sowie familiären Traditionen des Besuchs der Grabstätte veranschaulicht. Das Generieren der *post-suicidal world* wird im Zuge eines Kommunikations-Kontinuums entwickelt, worin einerseits ein Dialog mit der\*dem Suizident\*in weiterhin möglich ist und in der sich andererseits eine neue Identität bildet. Beide Konzepte können jedoch nicht voneinander getrennt betrachtet werden, sondern sind ineinander verwoben.

# Muster „Einwilligungserklärung“

## **Information und Einwilligungserklärung zur Teilnahme an der Studie zur Masterarbeit „Kommunikation und Resilienz nach einem Suizid für Hinterbliebene“**

Sehr geehrte Teilnehmerin, sehr geehrter Teilnehmer!

Herzlichen Dank für die Bereitschaft, am Lehrforschungsprojekt zum Thema „Kommunikation und Resilienz nach einem Suizid für Hinterbliebene“ im Rahmen der Masterarbeit des Studiums der Soziologie an der Universität Wien mitzuwirken.

Wissenschaftliche Studien sind notwendig, um verlässliche neue Forschungsergebnisse zu gewinnen. Unverzichtbare Voraussetzung für die Durchführung einer wissenschaftlichen Studie ist jedoch, dass Sie Ihr Einverständnis zur Teilnahme an dieser Studie schriftlich erklären. Bitte lesen Sie den folgenden Text als Ergänzung zum Informationsgespräch sorgfältig durch und zögern Sie nicht, Fragen zu stellen.

Bitte unterschreiben Sie die Einwilligungserklärung nur,  
wenn Sie Art und Ablauf der Studie vollständig verstanden haben,  
wenn Sie bereit sind, der Teilnahme zuzustimmen und  
wenn Sie sich über Ihre Rechte als TeilnehmerIn an dieser Studie im Klaren sind.

### **1. Was ist das Ziel der Studie?**

Die Studie „Kommunikation und Resilienz nach einem Suizid für Hinterbliebene“, die von Andrea Zitter im Rahmen des Masterstudiums der Soziologie an der Universität Wien im Rahmen der Master Arbeit durchgeführt wird, soll diesen ermöglichen die Methoden und Theorien anzuwenden und gleichzeitig eine Datengrundlage über die Erfahrungen als Angehörige nach einem Suizid zu schaffen.

### **2. Was für einen Nutzen hat die Teilnahme an der Studie?**

Mit Ihrer Teilnahme unterstützen Sie das wissenschaftliche Forschungsprojekt „Kommunikation und Resilienz nach einem Suizid für Hinterbliebene“. Das Projekt zielt darauf ab durch die leitfadengestützte Befragung zu einem größeren Wissen bezüglich der Erfahrungen und dem Umgang nach dem Suizid einer/eines Angehörigen beizutragen.

### **3. Wie läuft das Interview ab?**

Das Interview wird voraussichtlich zwei Stunden dauern. Die Dauer der Befragung kann unter Umständen variieren. Das Interview wird für die Auswertung aufgezeichnet.

### **4. In welcher Weise werden die gesammelten Daten verwendet?**

Nur Andrea Zitter, die diese Forschung durchführt, hat Zugang zu den *vertraulichen Daten*, in denen Sie namentlich genannt werden und unterliegt der Schweigepflicht.

Darüber hinaus werden Ihre Daten anonymisiert. Auch im Falle einer Veröffentlichung der Daten bleiben diese anonym. Beim Umgang mit den Daten werden die Bestimmungen des österreichischen Datenschutzgesetzes befolgt. Nach der Anonymisierung, welche bei der Abspeicherung der

Aufzeichnungen erfolgt, ist eine Zuordnung der Angaben bzw. Tonbandaufnahmen zu Ihrer Person nicht mehr möglich.

### **5. Entstehen für die Teilnehmer Kosten?**

Durch Ihre Teilnahme an dieser Studie entstehen für Sie keine zusätzlichen Kosten.

### **6. Datenschutzmitteilung**

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns bei dieser Befragung ein besonderes Anliegen. Ihre Daten werden daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (§ 2f Abs 5 FOG) erhoben und verarbeitet.

Diese Befragung wird im Rahmen der Masterarbeit des Studiums der Soziologie an der Universität Wien erstellt. Die Daten können von der Betreuungsleitung für Zwecke der Leistungsbeurteilung eingesehen werden. Die erhobenen Daten dürfen gemäß Art 89 Abs 1 DSGVO grundsätzlich unbeschränkt gespeichert werden.

Es besteht das Recht auf Auskunft durch den/die Verantwortlichen an dieser Studie über die erhobenen personenbezogenen Daten sowie das Recht auf Berichtigung, Löschung, Einschränkung der Verarbeitung der Daten sowie ein Widerspruchsrecht gegen die Verarbeitung sowie des Rechts auf Datenübertragbarkeit.

Wenn Sie Fragen zu dieser Erhebung haben, wenden Sie sich bitte gern an die Verantwortliche dieser Untersuchung: Andrea ZITTER (a00501385@unet.univie.ac.at), Studentin der Studienrichtung Masterstudium Soziologie an der Universität Wien.

Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/FOG und studentischer Forschung wenden Sie sich an den Datenschutzbeauftragten der Universität Wien, Dr. Daniel Stanonik, LL.M. (verarbeitungsverzeichnis@univie.ac.at). Zudem besteht das Recht der Beschwerde bei der Datenschutzbehörde (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

### **7. Einwilligungserklärung**

Name des/ der TeilnehmerIn:

.....

Ich erkläre mich bereit, an der Studie „Kommunikation und Resilienz nach einem Suizid für Hinterbliebene“ teilzunehmen.

Ich bin von Andrea ZITTER ausführlich und verständlich über die Studie und den Ablauf des Interviews aufgeklärt worden. Ich habe darüber hinaus den Text dieser Einwilligungserklärung gelesen. Aufgetretene Fragen wurden mir verständlich und genügend beantwortet. Ich hatte ausreichend Zeit, mich zu entscheiden. Ich habe zurzeit keine weiteren Fragen mehr.

Ich behalte mir jedoch das Recht vor, meine freiwillige Mitwirkung jederzeit zu beenden, ohne dass mir daraus Nachteile entstehen.

Ich bin zugleich damit einverstanden, dass meine im Rahmen dieser Studie ermittelten Daten aufgezeichnet werden. Beim Umgang mit den Daten werden die Bestimmungen des Datenschutzgesetzes beachtet.

.....

(Datum und Unterschrift des Teilnehmers/der Teilnehmerin)

.....

(Datum, Name und Unterschrift der verantwortlichen StudienleiterInnen)

## Transkriptionsregeln nach Froschauer und Lueger (2020)

„Die Transkription eines Interviews sollte (speziell für Feinstrukturanalysen) **möglichst exakt** unter Beibehaltung des Dialektes oder sprachlicher Besonderheiten ohne Annäherung an die Schriftsprache erfolgen. Folgende Regeln bieten sich an:

- a) **Zeilennummerierung** (in 5er Blöcken), sofern die Transkripte über EDV erstellt werden und das Textverarbeitungsprogramm dies automatisch durchführt
- b) **Codierung** der Gesprächsteilnehmer\*innen (Interviewer\*innen etwa mit I1, I2 etc.; die befragten Personen etwa mit B1, B2 etc.; Codierschema beifügen)
- c) **Pausen** (pro Sekunde ein Punkt) = . . . . (bzw. Zeitangabe)
- d) **Nichtverbale Äußerungen** wie Lachen oder Husten in runder Klammer angeben = (B1 lacht)
- e) Situationsspezifische **Geräusche** in spitzer Klammer angeben = >Telefon läutet<
- f) **Hörersignale** bzw. gesprächsgenerierende Beiträge als normalen Text anführen = mhm, äh
- g) Auffällige **Betonung** unterstreichen = etwa so
- h) **Unverständliches** (Punkte in Klammer, wobei jeder Punkt eine Sekunde markiert) = (. . . .)
- i) **Vermuteter Wortlaut** bei schlecht verständlichen Stellen in Klammer schreiben = (etwa so)
- j) Sehr **gedehnte Sprechweise** mit Leerzeichen zwischen den Buchstaben = e t w a s o

Zur Erstellung von **Randbemerkungen** sollte das Interview nicht zu dicht beschrieben und ein breiter Rand freigehalten sein. Für Themenanalysen sind die Anforderungen an ein Transkript geringer, wobei für automatisierte Auswertungsverfahren der Text in Standardsprache transkribiert sein sollte“ (Froschauer & Lueger 2020, 223f.).

## Keywords

### ***Deutsch***

Suizid / Hinterbliebene / Stigma / Scham / Schuld / Suizidologie / Suizid-Trauer / Suizid-Verlust / Emotionen / Autoethnographie

### ***English***

Suicide / Bereaved / Stigma / Shame / Guilt / Suicidology / Suicide grief / Suicide loss / Emotions  
Autoethnography